Wiener Stadt-Bibliothek.
42247 A
1. Ex.

1-EK

Die Stadt
Waidhofen an der Ybbs
im
Frieden und im Kampfe

von

Dr. Godfried Edmund Frieß

k. k. Professor und Kapitular von Seitenstetten, Besitzer der k. k. österr. goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst ꝛc. ꝛc.

Verlag der Stadtgemeinde Waidhofen an der Ybbs 1892.
Druck von A. v. Henneberg's Buchdruckerei.

J.N. 63776.

Dem löblichen Gemeinderathe,

Den wackeren Schützengenossen,

Der gesammten Bürgerschaft

widmet nachstehende Schilderung

ergebenst

der Verfasser.

Wieder naht sich die Zeit, in welcher vor 360 Jahren die unmenschlichen Horden der Türken und Tartaren in Österreichs Gaue eingebrochen sind und unser schönes Vaterland zu einer Stätte des Jammers und der Verwüstung gemacht haben. Ist auch in unseren Tagen der Schrecken, den der bloße Name der Türken einst in unseren Ahnen wachgerufen hat, gänzlich geschwunden, die Erinnerung an die Greuel dieses barbarischen Feindes lebt auch heute noch fort. Mit voller Berechtigung feiern wir Spätgeborne, heute frei von Angst und Furcht, deshalb das Andenken jener Männer, welche im Vertrauen auf Gott und ihre Thapferkeit es wagten, diesen unmenschlichen Horden mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Auch unsere Vorfahren in Waidhofen zählen zu der Reihe dieser mutigen Streiter. Hatten sie zwar nicht jene welthistorischen Kämpfe mit diesem Erbfeinde des christlichen Namens und seiner Cultur zu bestehen, wie die wackeren Bürger Wiens, so haben sie doch nach Maßgabe ihrer geringen Kräfte Rühmliches geleistet, wert in der Erinnerung der Enkel fortzuleben. Darum muß es als ein glücklicher Gedanke begrüßt werden, daß über Anregung der Schützengesellschaft die löbliche Gemeindevertretung von Waidhofen den einstimmigen Beschluß gefaßt hat, das Gedenken jener Tage, in welchen vor 360 Jahren die Bürger und ihre Verbündeten, die Schmiede, es wagten, dem Wüten dieser Horden mutvoll entgegenzutreten, in festlicher Weise zu begehen. Dem Gefertigten

wurde die ehrenvolle Aufgabe zu theil, durch eine wahrheitsgetreue Schilderung das Andenken an diese wackeren Ahnen mitfeiern zu dürfen. Wie ich diese mich so ehrende Aufgabe gelöst habe, zeigen die nachstehenden Blätter. Es erübrigt mir nur dem löblichen Gemeinderathe meiner Vaterstadt hiefür den tiefgefühlten Dank auszusprechen, den freundlichen Leser aber zu bitten, sich beim Durchblättern dieser Festschrift die Worte des alten Römers in das Gedächtnis rufen zu wollen: „Si deficiant vires, tamen laudanda voluntas."

Den Charakter der Festschrift wahrend, habe ich die sonst übliche Anführung der Quellennachweise als ebenso lästiges als selten gelesenes Beiwerk unterlassen, gestatte mir aber zu meiner Rechtfertigung hinzuzufügen, daß die ganze Schilderung des Lebens und Treibens der Bürger Waidhofens in friedlich stillen wie in sturmbewegten Tagen auf streng historischer Basis sich aufbaut, die ich in den verschiedenen Archiven des In- und Auslandes, wie Wien, München, Freisingen, Graz, Ybbs, Seitenstetten und Waidhofen, sowie aus alten und neuen Druckwerken mir gesammelt und von welcher Collection ich einen kleinen Theil in meiner Darstellung der Geschichte Waidhofens und in verschiedenen historischen Zeitschriften niedergelegt habe.

So möge denn das unter der Arbeit mir liebgewordene Büchlein hinausgehen den Ahnen zur Ehre, den Enkeln zur Nachahmung, allen freundlichen Lesern aber zur Befriedigung: dies wünscht

der Verfasser.

Waidhofen a. d. Ybbs, am Tage der Himmelfahrt Mariae 1892.

I.

Die Bürger im Frieden.

Das Bürgertum in Oesterreich verdankt sein Entstehen dem ritterlichen Geschlechte der Babenberger, welche durch zweihundertsiebzig Jahre (976—1246) über unser schönes Vaterland geherrscht haben. Zwar waren schon zu den Zeiten der Römer an den Ufern der Donau wie im Binnenlande blühende Städte vorhanden, aber der rauhe Fuß der Barbaren hat sie zertreten und nur Ruinen sind von ihnen übrig geblieben. Unter der Herrschaft der Karolinger begann ein neues Leben am verödeten Donaustrande zu erblühen, dem aber kaum ein Jahrhundert später die verheerenden Züge der wilden Magyaren wieder ein Ende machten. Erst das durch die Ottonen erstarkte deutsche Reich und das von ihnen zur Verwaltung der neugegründeten Ostmark berufene kräftige Geschlecht der Babenberger haben unser Vaterland zum Wiederaufblühen gebracht. Mit kräftigem Arme schützten die Fürsten dieses Stammes die Grenzen Österreichs gegen die zu stetem Einfalle bereiten Slaven und Magyaren, verstanden es aber auch, jedem Sonderstreben im Inneren der Ostmark von Seite der unbotmäßigen Großen mit ganzer Macht entgegenzutreten. Dank ihrer weisen Fürsorge für Ruhe und Frieden, für Recht und Gerechtigkeit begann in Österreich bald ein lebhafter Handel zu erblühen, wozu nicht wenig auch die

günstige Lage der Ostmark zwischen dem aufstrebenden gewerbeeifrigen Westen und den an Rohproducten reichen Osten sowie die wasserreiche Donau, diese wichtigste Verkehrsader zwischen Occident und Orient, beigetragen haben. Wie an den Ufern des sagenreichen Rheins, in welchem die Nibelungen ihren Hort versenkten, die Wiege der deutschen, so stand an den Ufern der nicht minder sagenberühmten Donau, auf der diese Recken in das Etzelland fuhren, die Wiege der österreichischen Städte. Von dem Gestade dieses prächtigen Stromes drang das Städtewesen längs seiner Nebenflüsse allmählig aber stetig gegen Süden wie gegen Norden vor und mit ihm das deutsche Bürgertum. Und wie jenes so wurde auch dieses von den Babenbergern dadurch geschaffen, daß sie den um Kirchen und Klöster, um Burgen und Vesten gesiedelten Colonisten Rechte und Freiheiten verliehen, sie von der Gewalt ihrer Landrichter befreiten und sie einem aus ihrer Mitte frei gewählten Stadtrichter unterstellten.

Auch längs der Ufer der grünen Ybbs, an deren Ausflusse einst das römische Castell „ad pontem Ises" sich erhob, um später als die heutige Stadt Ybbs aus seinem Schutte wiederzuerstehen, schritt die Cultur langsam zwar, aber nie ermüdend gegen das Gebirge vor. Zahlreiche Ortschaften und Niederlassungen erhoben sich vom XI. Jahrhundert ab in diesem fruchtbaren Theile der Ostmark, unter welchen aber im Laufe der Zeit keine eine solche Bedeutung erlangt hat wie Waidhofen. Gleich vielen anderen Ortschaften entwickelte sich auch Waidhofen aus der Niederlassung jener Colonisten, welche die Bischöfe von Freisingen um ihre Burg daselbst, die sie zum Schutze des ihrem Hochstift von Kaiser Otto III. in den Jahren 995 und 996 geschenkten weitläufigen Besitzes am rechten Ybbsufer erbaut hatten, gesiedelt hatten. Wann diese Burg, die heute dank ihrem kunstsinnigen Besitzer, Albert Freiherrn von Rothschild, die erste und vorzüglichste Sehenswürdigkeit der Stadt bildet, erbaut wurde, wer vermöchte dies uns Spätgebornen mit Sicherheit anzugeben! Nur das steht unzweifelhaft fest, daß sie nach der Mitte des XII. Jahrhunderts, wenn auch nur im geringen Umfange, schon bestanden hat. Um sie reihten sich die Wohnungen und Häuser

der freien Siedler und bischöflichen Dienstmannen an, und wird die Burg sammt der Niederlassung im Jahre 1186 als Waidhofen zum erstenmal urkundlich erwähnt. Daß das damalige Waidhofen keiner großen Ausdehnung sich erfreute, erhellt zur Genüge aus dem Umstande, daß es noch keine größere Kirche sondern nur eine einfache Kapelle in seinem Weichbilde hatte. Ursache dieser langsamen Entwicklung Waidhofens dürfte die benachbarte Burg Konradsheim gewesen sein, welche von den gewaltthätigen Grafen von Peilstein auf Grund und Boden des Bistums Freisingen gegen den Willen des Bischofs aufgeführt worden war. Trotz der von Kaiser und Reich zu Gunsten Freisingens gefällten Entscheidung behielten die Peilsteiner doch Konradsheim in ihrem Besitz und vererbten sie auf eine Seitenlinie ihres Hauses, die Grafen von Mehringen — die Sage nennt dieses Geschlecht „Mohrn" und leitet von ihm das Stadtwappen, den gekrönten Mohrenkopf, ab, obwohl derselbe das alte Wahrzeichen Freisingens war, — nach deren Erlöschen im Jahre 1208 sie wieder an Freisingen zurückfiel. Damit begann auch eine raschere Entwicklung; denn kaum sieben Jahrzehnte später, 1273, erscheint neben der ältesten Niederlassung, der mit Mauern umgebenen „oberen" Stadt, welche schon eine größere Kirche besitzt und eine eigene Pfarre geworden ist, ein neuer Stadtheil, die „nova civitas" oder „untere" Stadt, die bald auch mit Mauern umfangen war, durch welche das 1273 zuerst erwähnte Amstettnerthor und das nur wenige Jahre später angeführte Spitalthor, welches zu dem im Jahre 1274 erbauten Leprosenhaus (Spital) leitete, gebrochen waren.

Trotz der ungünstigen politischen Verhältnisse, welche der Wechsel des Fürstenhauses in Österreich durch einige Zeit mit sich im Gefolge hatte, schritt die Entwicklung Waidhofens rasch vor, so daß im Jahre 1316 mehrere neue Stadttheile, wie: im Angulo, der heutige hohe Markt, die „Stieg", die Verbindungsgasse zwischen dem hohen Markte und der unteren Stadt, die „Gazze gen die Ibs," die heutige hintere Gasse, der „Gries", die Wasservorstadt, wo drei Mühlen und Ledereien sich befanden, einige Häuser vor dem Ybbsthore, wohl die ersten Spuren der

heutigen Vorstadt Leiten, ein Badehaus an der Ybbs, sowie eine Mühle „unterm Schloß" urkundlich nachweisbar sind. Auch der Puchenberg, welcher schönbewaldete Berg heute noch Eigentum der Gemeinde ist und ihr im XV. Jahrhunderte von dem Hochstifte verliehen wurde, findet sich schon in diesem Jahre unter seinem Namen. Es war nur eine Folge dieser raschen Zunahme Waidhofens, daß seine Bewohner schon im Jahre 1266 „Cives", Bürger genannt werden, die einem eigenen Stadtrichter untergeordnet waren, als deren erster urkundlich nachweisbarer im Jahre 1283 der Bürger Wieland genannt wird. Die Erwähnung eines besonderen Richters über die Bürger setzt aber die Befreiung derselben von der Jurisdiction des bischöflichen Landrichters sowie ein eigenes Recht voraus, demgemäß um diese Zeit Waidhofen schon zu den Städten in Österreich zählte.

Das interessante Urbar aus dem Jahre 1316, welches Waidhofen als ein im stetigen Aufblühen befindliches Gemeindewesen erscheinen läßt, dem es selbst an einer Schule für die geistige Bildung seiner Jugend nicht fehlt, eine für diese Zeit sehr seltene Erscheinung, gibt aber auch die Ursache dieser Zunahme an, indem es unter den mehr als hundertundsechzig Hausbesitzern, die es namentlich anführt, außer den Gewerben für die gewöhnlichen Bedürfnisse des täglichen Lebens: Bäcker, Fleischer — es werden ein Brod- und drei Fleischerladen erwähnt — Müller, Schneider und Schuster, auch noch jene Gewerbe nennt, die der Stadt in den folgenden Zeiten ihre Bedeutung verliehen haben. Es sind dies die Eisenarbeiter, die Schmiede, denen Waidhofen neben seiner günstigen Lage am Eingang des wasser- und holzreichen Ybbsthales, durch welches die alte Handelsstraße zu den erzreichen Gruben der Steiermark führte, sein Aufblühen verdankt. Weist zwar das erwähnte Urbar nur die Anfänge der Eisenbearbeitung in Waidhofen auf, so finden sich doch schon jene Gewerbe vertreten, die später zu ihrem und der Stadt Nutzen und Ehre so zahlreich daselbst geworden sind. Es sind dies in erster Reihe die „Messerer", welche dem damals strenge eingehaltenen Principe der Arbeitstheilung entsprechend in drei später selbstständige Handwerke: Klingenschmiede, Schleifer

und eigentliche Messerschmiede, gewöhnlich kurz die „Messerer" genannt, sich geschieden haben. Auch eine Panzerschmiede, sowie mehrere nicht näher bezeichnete Schmiedewerkstätten werden noch genannt. Wie bekannt und wegen ihrer Solidität gesucht die Erzeugnisse der Schmiede Waidhofens, besonders die Klingen und Messer, schon im 13. Jahrhundert in Oesterreich waren, bezeugt eine Äußerung des bekannten Dichters und Gestalters der höfischen Dorfpoesie, Neidhart von Reuenthal, eines Zeitgenossen des letzten Babenbergers, der in einer seiner Reigendichtungen die Klingen von Waidhofen rühmend hervorhebt. Läßt der Ausspruch Reuenthal's auf einen nicht unbedeutenden Handel in dieser Zeit schon einen Schluß thun, so findet diese Annahme ihre Bestätigung durch ein Dokument, welches König Ottokar II. von Böhmen, damals noch Herzog von Österreich, über Bitten des Bischofs Konrad II. den Bürgern Waidhofens im Jahre 1266 verlieh, wodurch er ihre alten Rechte und Gewohnheiten im Ein- und Verkaufe von Eisen bestätigte.

Aus welchem Himmelsstriche die ersten Schmiede nach Waidhofen und seiner Umgebung gekommen sein mögen, wer vermöchte dies bestimmt zu berichten! Wir werden aber kaum weit in die Irre schweifen, wenn wir annehmen, daß es wackere deutsche Söhne der grünen, erzreichen Steiermark gewesen sind, welche das erste Eisen in Waidhofen zum Glühen gebracht haben. Geschützt von dem mächtigen Arm der Landesfürsten, denn auch die nachfolgenden Herzoge aus Habsburgs ruhmreichem Hause in Österreich waren den Bürgern Waidhofens gnädig gesinnt, und gefördert von den Grundherren, den Bischöfen von Freisingen, die dadurch nur ihren eigenen Vortheil erhöhten, nahm das Gewerbeleben, besonders die Eisenindustrie in Waidhofen einen immer größeren Aufschwung. Dem innersten Wesen des deutschen Stammes folgend, dem die Bürger Waidhofens angehörten, schlossen sich die Schmiede und die mit ihnen und durch sie emporgekommenen anderen Gewerbe in Innungen oder Zünfte zusammen, als deren zahlreichste und zugleich wohlhabendste im XV. und der ersten Hälfte des nächsten Jahrhunderts die oben erwähnten drei Handwerke erscheinen. Diese

Vereinigungen erfolgten gegen Ende des XIV. Jahrhunderts, wenn auch ihre uns erhaltenen Zunftsatzungen erst aus dem Jahre 1449 stammen. In diesem Jahre erhalten auch die anderen in Waidhofen schon zahlreich vertretenen Feuerarbeiter: die Sensen-, Hammer-, Huf-, Bohrer- und Ahlschmiede vom Bischofe Johann III. von Freisingen, dem zu Ehren sie ihre gleichzeitig gegründete mildthätige Bruderschaft die St. Johannes-zeche benannten, eigene Zunftsatzungen. Wenige Zeit später erscheinen die Feilschmiede, Ring- und Panzerstricker, die Nägel-, Scheer- und Zirkelschmiede als besondere Innungen, so daß um das Jahr 1450 in Waidhofen fast alle Gewerbe des Schmiedewesens ihre Vertreter zählten. Welch' ein reges Gewerbeleben in dieser Epoche — dem XV. und XVI. Jahrhunderte — in Waidhofens Mauern herrschte, zeigt eine Aufzeichnung aus dieser Zeit, derzufolge damals mehr als hundertfünfzig Messer- und Klingenschmieden, zwanzig Sensengewerke mit mehr als hundert Arbeitern oder Knechten, über zwanzig Schlosser- und Schrottschmieden, ebensoviele Zirkelschmieden, bei zehn Hammerschmieden, sechzehn Bohrer- und Ahlschmieden, zehn Ring- und Panzer-, vier Nadler- und ebensoviele Drahtschmiedwerkstätten im Weichbilde der Stadt blühten. Um die Wende des XV. Jahrhunderts und in der folgenden Zeit traten diese Zünfte mit ihren Genossen in den österreichischen und deutschen Landen in engere Verbindung, und manche derselben bildeten Handwerkerbünde, die über viele Städte und Märkte sich erstreckten. Zu solch' einem Gewerbebunde schlossen sich die Werkstätten der Messerer zu Steyr, Waidhofen, Wien, Wels, Melk, Krems und St. Pölten zusammen; noch weiter ausgedehnt erscheint die Genossenschaft der Bohrer- und Ahlschmiede, zu welcher die Zunftgenossen von Nürnberg, Augsburg, Erfurt, Schmalkalden, Passau, Steyr, Waidhofen und Salzburg gehörten und deren drei vorzüglichsten Werkstätten die von Nürnberg, Waidhofen und Schmalkalden waren.

Die Erzeugnisse der Eisenindustrie Waidhofens erfreuten sich aber deshalb eines so hervorragenden Rufes, weil die Schmiede, die Ehre der Zunft und dadurch die der Stadt wahrend, die Güte und Solidität ihrer Erzeugnisse als ihre erste Pflicht, als ihren

größten Stolz betrachteten. Auch Richter und Rath wachten mit unnachsichtlicher Strenge über die Ehre der Arbeit; und keine Waaren durften von den Handelsherren — denn die Erzeuger verfrachteten nicht selbst ihre Waaren — außerhalb der Stadtthore gebracht werden, wenn sie nicht früher von einer aus einigen Rathsgliedern und mehreren erwählten Meistern jeder Zunft zusammengesetzten Commission in genauester Weise geprüft, oder, wie es damals hieß, „beschaut" worden waren. Die vorzüglichsten Absatzgebiete der Waaren waren außer Österreich, durch dessen Lande die Handelsherren von Waidhofen, geschützt durch zahlreiche Privilegien von Seite der Habsburger, vom Jahre 1379 ab ungestört ihrem Handel nachgehen durften, noch Böhmen und das deutsche Reich. Daß sie auch mit dem ersten Stapelplatze für den Orient, mit der stolzen Meereskönigin an der Adria, Venedig, in lebhaften commerciellen Beziehungen standen, und in dem deutschen Kaufhause daselbst, dem Fondaco dei Tedeschi, nicht unbekannte Gäste waren, beweisen die vielen Verordnungen, welche vom Jahre 1373 ab bis in das XVI. Jahrhundert, wo infolge des neuentdeckten Seeweges auch der Handel neue Bahnen einschlug und Venedig verödete, in dieser Hinsicht erflossen sind.

Trug die zahlreiche Zunahme der wackeren Eisenarbeiter zum Aufblühen der Stadt nicht wenig bei, so war anderseits auch die Niederbrechung der mächtigen Veste Konradsheim von nicht minderer Wichtigkeit für die Hebung der politischen Bedeutung Waidhofens. Bis dahin war diese Burg der Sitz des Landrichters, der als Burggraf zugleich der oberste Richter über alle bis an die Grenze der Steiermark sesshaften zahlreichen Untertanen des Hochstiftes Freisingen war und vom Landesfürsten mit dem Blutbanne belehnt wurde. Alle Rechtsgeschäfte der Holden des Hochstiftes im oberen und mittleren Ybbsthale bis an die Grenzen der steirischen Mark sowie die in diesem Gaue vorgekommenen Verbrechen wurden von dem Burggrafen zu Konradsheim entschieden und gerichtet. Die Stadt besaß zwar ihren eigenen Richter, das Gericht aber auch über die Bürger gieng vom Bischofe zu Lehen und war dem Richter und den Geschwornen der Stadt, die zum erstenmale

im Jahre 1355 urkundlich erwähnt werden, nur bis zu einer gewissen Summe zu strafen gestattet. Die dem peinlichen Gerichte zukommenden Fälle selbst der Bürger wurden vom Landrichter in Konradsheim gerichtet, doch mußten die Bürger in solchen Fällen die „Schranne" besetzen, d. i. die Geschwornen bestimmen. In dem Gefängnisse der Burg zu Konradsheim saßen mehr als einmal auch die Bürger der Stadt, und selbst der Richter entgieng dem Burgverliese nicht, wenn er, wie 1351 der Stadtrichter Heinrich Saller, seinem Amte nicht getreu und gewissenhaft nachkam. Die Burg von Waidhofen, seit dem XV. Jahrhunderte das „Schloß" geheißen, war nur der Sitz der untergeordneten Beamten des Bischofs, des Kastners, der Jäger, des Kellerers und des Amtsschreibers oder Notars. Sie war kein einheitliches Gebäude, sondern enthielt außer dem Wohnhause noch andere Gebäude, unter welchen der Getreidekasten, in den der bedeutende Zehent von den Holden geschüttet werden mußte, die Scheuern, der Keller besonders erwähnt werden. Das Wohnhaus enthielt außer den für den Bischof bestimmten Zimmern noch eine Capelle, das Archiv, obwohl auch in Konradsheim ein solches sich befand, die Rüstkammer und die Wohnungen der bischöflichen Beamten. Da die Bischöfe öfters ihre österreichischen Besitzungen besuchten und auch nicht selten in Waidhofen weilten, wo dann vorkommende Rechtsangelegenheiten oder Besitzstreitigkeiten von ihnen zumeist in Gegenwart zahlreicher Dienstmannen sowie des Richters und Rathes der Stadt entschieden wurden, so erhielt das Schloß dadurch eine erhöhte Bedeutung. Seit alter Zeit bis zur Saecularisation der Güter Freisingens in Österreich im Jahre 1803 war es Sitte, daß dem einreitenden Bischof und später seinem Stellvertreter, dem Pfleger, bei seiner ersten Ankunft vor dem Amstettner oder Schilcherthore, wie dieses Thor dann genannt wurde, die vergoldeten Schlüssel der Stadt von Richter und Rath überreicht wurden. Trotz der durch die Anwesenheit der Bischöfe gewonnenen erhöhten Bedeutung des Schlosses stand sie doch der Burg von Konradsheim nach.

Dieses der Größe der Stadt nicht entsprechende Verhältnis änderte sich, als Herzog Rudolf IV. von Österreich mit dem Bischof

Paul von Freisingen in Fehde gerieth. Da jeder Vermittlungsversuch ohne Erfolg blieb, so mußten die Waffen entscheiden. Unter Anführung des Ritters Jahns des Kneussers besetzten im Jahre 1360 herzogliche Söldner die Stadt und das Schloß Waidhofen und belagerten die Burg zu Konradsheim. Obwohl die Besatzung sich tapfer verteidigte, erstiegen doch die herzoglichen Truppen in einer Nacht die Mauern, nahmen die Burg ein und brachen sie über Befehl des Herzogs nieder. Durch den im Jahre 1365 zwischen den Streitenden geschlossenen Frieden kamen zwar Waidhofen wie Konradsheim wieder in den Besitz des Bischofs, der auch das Recht erhielt, die zerstörte Veste wieder aufzubauen, aber Konradsheim erhob sich nicht mehr aus seinen Ruinen, deren letzte Reste jetzt gänzlich geschwunden sind. Der letzte Burggraf war Konrad von Puchau. Er oder sein Nachfolger nahmen dann ihren Wohnsitz in dem Schlosse zu Waidhofen, wohin auch das Landgericht übertragen wurde. Von dieser Zeit ab wurden in Waidhofen die Rechtsgeschäfte der bischöflichen Dienstmannen entschieden und der Blutbann ausgeübt, wodurch nicht nur das Schloß sondern auch die Stadt eine erhöhte Bedeutung erlangten. Da von da ab die bischöflichen Holden zur Erledigung ihrer Geschäfte häufig nach Waidhofen kommen mußten, so trug dieser Umstand nicht wenig zur Vermehrung der Gewerbegenossen in der Stadt selbst bei, so daß Waidhofen von dieser Zeit an im wahren Sinne des Wortes die bedeutendste Stadt des Ybbsthales wurde.

Die erhöhte Wichtigkeit des Schlosses mußte naturgemäß auch seine Vergrößerung im Gefolge haben, die dem Bischofe Berthold (1381—1410) zugeschrieben wird. Das Hauptgebäude wurde schloßartig umgebaut und für die Wohnungen des Landrichters und seiner Beamten: des Amtsschreibers, Rüstmeisters und Nachrichters eingerichtet. Die Capelle blieb ungeändert, doch wurden für die zahlreichen Waffen und Kriegswerkzeuge, sowie nicht minder für die stets bereitgehaltenen Söldner neue Gebäude aufgeführt. Hohen Wert legte Bischof Berthold auf die Befestigung des Schlosses. Als Kanzler und einflußreicher Rathgeber des unruhigen Herzog Leopolds IV. von Österreich, der ob seiner

Ländersucht mit seinem Bruder Herzog Ernst nicht selten in heftige Kriege verwickelt war, zählte Bischof Berthold eine nicht unbedeutende Zahl von Feinden und Gegnern unter den Edlen des Landes, die ihrer Rache an den Gütern des Bischofs Genüge zu thun suchten. Um sein Schloß in Waidhofen vor plötzlichen Überfällen zu sichern, wurde dasselbe mit einer starken Mauer umgeben, welche es von drei Seiten umschloß, während die Nordseite durch den Schwarzbach geschützt wurde. Ein tiefer und breiter Graben, in den das Wasser des Schwarzbaches geleitet werden konnte, umgab das Schloß gegen die Stadt und die Kirche, während befestigte Zugbrücken aus der Burg in die obere Stadt und auf das linke Schwarzbachufer führten. Den Abschluß der Befestigungen bildete der neun Stockwerke hohe, mit einer Gallerie versehene Thurm auf der Nordseite des Schlosses, der, obwohl schon im Jahre 1407 erbaut, doch heute noch nach mehr als fünfthalbhundert Jahren stolz und ungebeugt seine hohe Zinne in die blauen Lüfte reckt. Die Stadt wurde gleichfalls durch neue befestigte Anlagen widerstandsfähiger gemacht. Zu diesem Zwecke ließ Bischof Berthold die Mauern erhöhen und verbreitern und ihre Festigkeit durch eingebaute Thürme, Halbthürme und Hochmauern, sowie durch befestigte Thorwerke und Zwinger vor den Thoren erhöhen. Die Mauern der Stadt zogen sich von der Ostseite des Schlosses längs des hohen Ybbsufers bis zu dem durch einen zwingerartigen Vorbau geschützten Ybbsthurme und von da längs des heutigen Grabens an der Spitalkirche vorüber dem Schwarzbache entlang bis zum Amstettnerthore, das durch einen ähnlichen Zwinger wie das Ybbsthor geschützt war, wo sie mit der Hochmauer, welche zum Pfarrhofe und zur Kirche führte, zusammenhieng. Ein tiefer und breiter Graben, über welchen bei den Thoren Zugbrücken führten, umgab die Stadt und konnte durch Schleußenwerke von der Ybbs und dem Schwarzbache mit Wasser gefüllt werden. Über den letzten Bach führten außerhalb der Spitalkirche, bei dem „Thürl", der heutigen Gasse zwischen den Häusern Carl Frieß und Fleischanderl, und dem Amstettnerthore drei Brücken, die durch thurmartige Brückenköpfe geschützt wurden. In die neuen Befestigungs-

anlagen wurden der hohe Markt, die hintere Gasse mit dem Fuchslueg, fälschlich die „Fuchslucke" genannt, sowie die Spitalkirche mit dem Spital einbezogen.

Bot Waidhofen auch durch diese neuen Anlagen das vollkommene Bild einer mittelalterlichen Festung, so pulsierte doch innerhalb wie außerhalb der Mauern in seinen nicht befestigten Vorstädten ein reges Gewerbe- und Handelsleben. Der Handel Waidhofens hatte dank des stets reicher erblühenden Gewerbewesens trotz einiger Beschränkung einen hohen Stand erreicht, besonders als Kaiser Friedrich III. im Jahre 1448 den Betrieb jedes zünftigen Gewerbes auf dem Lande in einem Umkreise von mehreren Meilen strenge untersagte und dadurch die Bewohner dieser Gegenden nötigte, in Waidhofen ihre Bedürfnisse zu befriedigen, zu welchem Ende den Bürgern ein jährlich durch vier Wochen, beginnend am St. Jakobitage, abzuhaltender Markt erlaubt wurde. Neue Bahnen schlugen Handel und Industrie von Waidhofen ein, als im Jahre 1450 den Eisenhändlern die freie Zufuhr des Rohmateriales aus Eisenerz auf allen Straßen — bis dahin war die Einfuhr nur auf der Enns über Weyer nach der Stadt erlaubt — gestattet wurde. Da der auswärtige Handel nach Böhmen und Ungarn — der erstere gieng über Wallsee oder Enns nach Freistadt, der letztere über Ybbs, Krems und Wien — noch vielfachen Hemmnissen, namentlich durch willkürlich aufgerichtete Zollschranken, unterlag, so ergiengen von Seite Kaiser Friedrichs III. sowie seines Sohnes und Nachfolgers Kaiser Maxmilians I. in den Jahren 1491, 1492 und 1494 die strengsten Verbote gegen diese Störungen. Wie hoch der erstere Herrscher die industrielle wie commercielle Bedeutung Waidhofens schätzte, bezeugt sein im Jahre 1490 an alle Bewohner in einem Umkreise von drei Meilen erlassenes Gebot, den Bürgern der Stadt beim Wiederaufbau ihrer durch eine Ueberschwemmung der Ybbs und des Schwarzbaches theils eingestürzten, theils dem Einsturze nahen Mauern hilfreiche Hand zu leisten, „damit sie (die Stadt) in frömbde hende nit komme, noch wir, ir und annder die unsern deshalb nit schaden nehmen."

Auch das innere politische Leben nahm eine wesentlich andere Gestalt an. Da die Pfleger, welche zumeist hervorragenden edlen Geschlechtern Österreichs, wie den Eyzing, Zelking, Ebersdorf, Meilersdorf u. a. angehörten, sich lieber an den vielen Kämpfen und Fehden, welche unser Vaterland von der Mitte bis zum letzten Decennium des XV. Jahrhunderts durchtobten, betheiligten, als in dem Schlosse zu Waidhofen ihrer Pflicht als Landrichter nachzukommen, und die Rechtspflege ihren Unterbeamten überließen, lockerte sich auch das Verhältnis der Bürgerschaft zu dem Hochstifte Freisingen immer mehr und mehr. Die Rechte der Bürger, welche eine stete Erweiterung erfuhren, wurden nach der Mitte des obengedachten Jahrhunderts in das „Stadtbuch" eingetragen und wiesen dem Richter, sowie dem aus zwölf Mitgliedern bestehenden inneren Rathe eine fast unabhängige Stellung dem Bischofe und seinem Pfleger gegenüber zu. Die Abhängigkeit von Freisingen trat nur in der jährlich für das Gericht zu bezahlenden Summe von 40 Pfund Wiener-Pfennigen noch zu Tage. Zwar konnte der verurtheilte Bürger von Richter und Rath an den Bischof appellieren, aber da eine derartige Berufung mit großen Schwierigkeiten verbunden war, wurde sie in den seltensten Fällen eingelegt. Dieses Streben nach völliger Unabhängigkeit führte in Verbindung mit der Gegenreformation im Jahre 1587 jene schreckliche Katastrophe herbei, welche die Bestrafung des tonangebenden Rathsgliedes Wolf Ebenberger mit ewigem Gefängnisse und seine sowie des ganzen Rathes Verurtheilung zur Zahlung von 32000 Thalern sowie die wiederhergestellte größere Abhängigkeit von Pfleger und Bischof zur Folge hatte.

Auch das Gewerbe- und Handelsleben, das trotz der im Jahre 1501 erfolgten und für Waidhofens Industrie ungünstigen Entscheidung des langwierigen Streites der Stadt mit Steyr, sowie der in den Jahren 1514 und 1571 erfolgten Feuersbrünste, welchen das Schloß, die Kirche und der größte Theil der Stadt zum Opfer fielen, stets neue Blüten getrieben hatte, so daß die Stadt, obwohl selbst von den Türken bedroht, doch den bedrängten Landesfürsten Ferdinand I. und Maxmilian II. mehreremale nicht

unbedeutende Darlehen zu gewähren im Stande war, erlitt durch die erwähnte Katastrophe, welche von der Uneinigkeit zwischen dem Rathe und den Handwerkern ihren Ausgang nahm, sowie durch die strenge Durchführung der Gegenreformation einen bedeutenden Rückgang. Standen doch noch im Jahre 1610 mehr als hundert Häuser verödet, weil ihre Bewohner in das Exil gewandert waren. Diese traurige Lage der Industrie gestaltete sich noch düsterer, als infolge des großen deutschen Krieges, welcher durch dreißig Jahre Deutschlands Fluren verheerte und seine Städte entvölkerte, den Producten der Stadt der deutsche wie der böhmische Markt entzogen wurde. Dieser Schlag traf Gewerbe und Handel von Waidhofen um so empfindlicher, als ihnen in Folge der Türkenkriege der ungarische Markt verschlossen wurde und durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und nach der neuen Welt des Westens der einst so blühende Handel mit Venedig sein Ende erreichte. Dazu kam noch der beklagenswerte Umstand, daß die Zunftgenossen, je mehr der belebende Geist aus ihren Satzungen schwand, sie desto starrer an den todten Buchstaben, an der leeren Form festhielten. Unredlichkeitserklärungen einzelner Werkstätten wie ganzer Zünfte, Verrufung einzelner Meister wie ganzer Ortschaften wegen kleinlicher, oft geradezu läppischer Dinge — so wurde im Jahre 1620 eine Messerschmiedwerkstätte in der Wasservorstadt als unredlich erklärt, weil der Meister einem Gesellen Arbeit gegeben, der mit dem Schloßbüttel (Gerichtsdiener) „gesprochen" und ihm sogar beim Auseinandergehen die Hand gereicht hatte, und wenige Jahre später wurde ein Nadlermeister verrufen von den Gesellen seiner Werkstätte, weil er eine Katze durch einen Steinwurf getödtet hatte — und infolge dessen Einstellung der Arbeit von Seite der Gesellen, damals „Ausstand", heute „Strike" genannt, waren an der Tagesordnung und schädigten Handel und Gewerbe tief.

Eine bessere Zeit brach für die Eisenindustrie in Waidhofen um die Wende des XVII. Jahrhunderts an. Infolge der so siegreich geführten Kriege Österreichs mit den Türken wurde dem Eisenhandel Waidhofens auch der ungarische Markt wieder

eröffnet, wie dies wenige Decennien früher mit den böhmischen und deutschen Absatzgebieten der Fall war, auch Polen und das zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts in den Culturkreis von Westeuropa tretende Rußland wurden theilweise von den Waidhofnerwaren erobert, wie auch dieselben in die Balkanländer, Levante und den Orient selbst dank ihrer Güte und Solidität sich Eingang zu verschaffen gewußt hatten. Erhoben sich dadurch zwar Industrie und Handel zu neuem Aufschwunge, so zeigen sie doch ein von der früheren Blüte ganz verschiedenes Bild. Nicht mehr die „Messerer" und ihre verwandten Handwerke standen an der Spitze der Eisenarbeiter, war doch die Zahl ihrer Werkstätten in Waidhofen so bedeutend zurückgegangen, daß um das Jahr 1690 kaum sechs derselben in der Stadt und den Vorstädten noch bestanden, welcher Fall sich auch bei den Ahl- und Bohrerschmieden zeigte, während das Gewerbe der Panzerschmiede gänzlich verschwunden war; an ihre Stelle waren die Sensenschmiede getreten, welche nach der Mitte des XVII. Jahrhunderts tonangebend in Waidhofen wurden. Die Zahl derselben hatte sich durch Einwanderung alter Sensenschmiedfamilien aus der Steiermark, wie der Edlen von Reichenau, Zeillinger u. a. bedeutend verstärkt. Zwar hatten diese Gewerke, bevor sie ihren Waren und dadurch der Stadt jenen weitverbreiteten Ruf verschafften, den sie von da ab wegen der Solidität ihrer Producte besaßen, einen gewaltigen Proceß durchzumachen, da sich noch zu Beginn des XVII. Jahrhunderts mehrere Meister und Knechte in Waidhofen mit aller Macht sträubten, die Sensen und Sicheln nicht wie bisher nur mit der schwieligen Hand, sondern mittelst der aus der Steiermark um die Mitte des XVI. Jahrhunderts schon nach Waidhofen gekommenen „Wasserhämmer", d. i. Hammerwerke, welche durch die Wasserkraft getrieben wurden, zu erzeugen; auch wurden sie in ihrer Arbeit durch die Sensenhändler-Compagnie, welche von Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1633 ein Privilegium erwirkt hatte, das nur sie allein zum Handel mit Sensen und Sicheln berechtigte und den Meistern, um Überproduction ferne zu halten, nur acht Gesellen oder Knechte zu halten gestattete, vielfach gehindert; nichtsdestoweniger blühten

die Gewerke sehr und der stets mit Glanz und Pracht abgehaltene „Jahrtag" der Sensenschmiede war für Waidhofen die größte Festlichkeit geworden. Den Sensenschmieden zunächst kamen die Hammerschmiede, an sie reihten sich die Nagel-, Feilen-, Bohrer-, Scheermesser- und Zirkelschmiede, sowie die Drahtzieher, die aber alle nicht selbst ihre Waaren verfrachten durften, sondern sich dazu der privilegierten Eisen- und Geschmeidehändler bedienen mußten.

Die in den letzten Regierungsjahren der großen Kaiserin Maria Theresia begonnenen und von ihrem edlen Sohne Kaiser Josef II. leider nur mit zu großer Hast durchgeführten Reformen auf dem communalen und commerciellen Gebiete blieben auch für Waidhofen nicht ohne nachhaltigen Einfluß. Die Abhängigkeit von einem ausländischen Reichsfürsten, dem Bischofe von Freisingen, wurde fast gänzlich aufgehoben, aber auch die alten Stadteinrichtungen wurden vom Grunde aus geändert. Der Richter mit seinem inneren und äußeren Rathe schwand, an seine Stelle trat seit 1785 ein freigewählter Bürgermeister, dem ein rechtskundiger Syndicus und drei aus der Bürgerschaft gewählte Räthe zur Seite standen. Nicht mehr Richter und Rath, sondern der Magistrat, bestehend aus den erwähnten Vorständen, war die Obrigkeit der Stadt. Zugleich wurden auch alle Privilegien aufgehoben, namentlich der starre Zunftzwang und die Rechte der Eisenhändler, wodurch die Eisenindustrie neue Fortschritte machte. Da infolge der gänzlich geänderten Kriegsweise die Mauern der Stadt unnötig geworden waren, begannen sie langsam zu fallen und mit ihrem Schutte die Gräben auszufüllen. Auch die alten Thorwerke sanken dahin und boten dem freien Verkehr keine hemmende Schranke mehr. Das rege industrielle Leben erhöhte sich in Waidhofen und erhielt sich trotz der gewaltigen Kriege, die unser Vaterland mit dem übermütigen Korsen auf Frankreichs Thron zu führen hatte, und welche auch die Franzosen dreimal in unsere Stadt gebracht haben, bis endlich die neueste Zeit wie auf allen anderen, so auch auf dem communalen und industriellen Gebiete einen gewaltigen Umschwung herbeigeführt hat. Möge derselbe wie einst das ehrsame Handwerk die alte Eisenstadt Waidhofen zu neuer, schöner Blüte bringen!

II.

Die Bürger in Waffen.

Wie der Ritter so übte sich auch der Bürger in friedlichen Tagen gerne und fleißig in den Waffen. Diese Uebungen fanden allmählig immer weitere Verbreitung, je mehr die Städte aufblühten und die Macht und die Bedeutung des Rittertums sanken. Als die ritterlichen Turniere ihrem Ende nahten, traten an ihre Stelle die verschiedenen Schießübungen als Turniere der Bürger, und beide Stände vereinigten sich endlich gemeinsam zu den Schützenübungen, welche von den Landesfürsten mit Rücksicht auf den damaligen Stand des Militärwesens sehr begünstigt wurden. Dieselben ordneten durch zweckentsprechende Einrichtungen die inneren Verhältnisse der Vereine, beschenkten sie mit Rechten und Privilegien, hielten großartige Schützenfeste ab und suchten durch Aussetzung von Preisen die Lust und Liebe des Bürgers für diese Uebungen zu erwecken und zu erhöhen.

Die Schießübungen geschahen im XIII. und XIV. Jahrhunderte mit der Armbrust oder wie dieselbe zumeist genannt wurde, dem „Stahl". Anfänglich schwer und ungelenk wurde sie im Laufe der Zeit stets handlicher gestaltet und blieb, nachdem sie durch das „Feuerrohr" oder die Büchse im Kriege längst verdrängt worden war, doch bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts in Gebrauch; denn gerade die Unvollkommenheit der

Armbrust erhielt ihr viele Freunde, da sie den tüchtigen Schützen anspornte diese Schwierigkeiten zu überwinden und dem ungeschickten Schützen die trefflichsten Vorwände bot, seine Fehlschüsse der Ungelenkigkeit der Waffe, der geringen Elastizität des Stahlbogens und der Sehne, der Schwere des Bolzens, dem ungünstigen Einflusse des Windes und anderen dergleichen Unfällen, nie aber sich selbst die Schuld aufzubürden. Nach der Einführung der Feuerwaffe — die praktischen Schweizer waren die ersten, die sich derselben bedienten — begann diese die Armbrust auch bei den Schützenfesten zu verdrängen, und den Armbrustschützen traten nunmehr die Büchsenschützen, Feuerschützen, Krautschützen (das Pulver wurde Kraut genannt,) entgegen. Anfangs bediente man sich der schweren Hackengewehre, später der etwas leichter gemachten, immerhin aber noch schweren Büchsen. Gegen die Erfindung der gezogenen Läufe sträubte sich der Krautschütze längere Zeit und wollte bei dem „glatten Rohre" bleiben und „gezogene, geschraufte und gerissene Büchsen" finden sich ebenso wie Spitz-, Hohl- und Doppelkugeln längere Zeit hindurch als stehendes Verbot in den Einladeschreiben. Armbrust wie Büchse setzen aber eine fleißige und eifrige Uebung mit diesen Waffen voraus. Es entsprach ganz dem deutschen Wesen, daß sich die Uebenden und Schießfreunde zu zünftigen Gesellschaften oder Gilden zusammenschlossen, sich bestimmte Satzungen gaben und sich nicht selten auch zu kirchlichen Bruderschaften mit dem heiligen Sebastian als Patron vereinten.

Die älteste Schützengilde in Österreich soll die zu Klosterneuburg sein, die ihr Entstehen dem in der Geschichte wie Sage bekannten Hofmarschall des ersten Herzoges aus dem ruhmreichen Hause Habsburg, Albrecht I., Herman von Landenberg, ihr Entstehen danken soll. Gleichzeitig, wenn nicht früher, dürfte die Genossenschaft der Schützen zu Wien sich gebildet haben, wo zu Beginn des XIV. Jahrhunderts schon ein Schützenmeister erwähnt wird. Auch in den anderen Städten Österreichs entstanden im Laufe dieser und der folgenden Zeit Schützengesellschaften, denen von Seite der Landesfürsten oftmals Preise, nicht selten „Salzstöcke", daher „Salzschießen" genannt, ausgesetzt wurden.

Ueber die Zeit, in welcher der Verein der Schützen in Waidhofen sich gebildet haben mag, läßt sich Sicheres nicht angeben, aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte er aber noch im XV. Jahrhunderte entstanden sein, obgleich die ältesten Dokumente der Schützenlade erst dem nächstfolgenden angehören. Für diese Annahme sprechen mehrere nicht ungewichtigte Gründe. Gerade in die letzten Jahre des XV. Säculums fällt die Regierungszeit des Kaisers Maxmilian I., des großen Gönners und Beförderers des Schützenwesens, der nicht nur selbst gerne und häufig nach der Scheibe schoss, sondern auch den eben damals in anderen Städten entstehenden Schützengesellschaften viele Rechte und Freiheiten verlieh. Auch standen damals Gewerbe nnd Handel in Waidhofen in ihrer höchsten, nie wieder erreichten Blüte. Lange Wagenzüge, befrachtet mit den so verschiedenen Producten der Eisenindustrie, nahmen ihren Weg nicht nur durch alle Lande der Habsburger, sondern auch nach Böhmen, Ungarn und selbst nach dem stolzen Venedig. Es ist doch nicht anzunehmen, daß die reichen Handelsherren der Stadt ihre Waaren ohne den sicheren Schutz der Armbrust oder des Feuerrohrs in die weite Ferne gesandt haben. Wo aber die Armbrust geübt und gepflegt wurde, da gab es auch Schützen, da gab es, wie das Beispiel anderer Städte zeigt, auch eine Schützengesellschaft. Und endlich bezeichnen die Waidhofner Schützen in einer Bittschrift an den Rath, welche, wie Dr. Zelinka in seinen mit Fleiß zusammengetragenen Nachrichten über die Schützen der Stadt angibt, dem zweiten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts angehört, ihre Vereinigung als eine alte, längst schon bestehende. Die Schützengesellschaft Waidhofens mag also, ohne Widerspruch besorgen zu müssen, getrost den Anfang ihres Vereines in die letzten Jahrzehnte des XV. Jahrhunderts verlegen.

Wie lange die Schützen in unserer Stadt sich der Armbrust bedient haben mögen, ist nicht näher mehr zu bestimmen. Die im Jahre 1506 errichtete Schützengesellschaft der Nachbarstadt Steyr bestimmte in ihren Satzungen, daß wechselweise an dem einen Sonntag mit der Armbrust, an dem anderen mit der Büchse um das Hosentuch geschossen werden sollte. Aller Wahrscheinlich-

keit nach hat das Feuerrohr, dem Kaiser Maxmilian I. in den letzten Jahren seiner Regierung den Vorrang vor dem „Stahle" einräumte, seit Beginn des XVI. Jahrhunderts die Armbrust langsam, aber stetig aus dem Gebrauche der Schützen verdrängt.

Die Waidhofner Schützen unterschieden sich auch wie die anderer Städte in alte und junge, unter welch letzteren die Anfänger in dieser ritterlichen Kunst verstanden wurden. Diese bedienten sich zumeist der Armbrust, während die alten Schützen als Meister ihrer freien Kunst die Büchse im Gebrauche hatten. Alle Schützen zusammen wurden aber die „Schießgesellen" genannt und zeigten dadurch, daß sie sich als eine Zunft betrachteten. Wie jede Zunft gliederten sich auch die Schießgesellen in drei Grade: Lehrlinge oder junge, Gesellen oder alte Schützen, über die alle der Meister oder Schützenmeister gebot. Dieser wurde von den Schützen alljährlich frei aus ihrer Mitte gewählt und bedurfte zum Antritte dieses Ehrenamtes der Bestätigung von Seite des Richters und Rathes. Die officielle Anrede, wie solche regelmäßig in den Einladungen zu den Festen, in dem schriftlichen Verkehre mit den Vätern der Stadt erscheint, lautete: „Schützenmeister und Schießgesellen". Um das Jahr 1550, in welchem das erste größere Freischießen in unserer Stadt abgehalten wurde, werden zwei Schützenmeister erwähnt, die in späterer Zeit als Ober- und Unterschützenmeister bezeichnet werden. Ihre Pflicht war zu wachen, daß die Satzungen genau eingehalten wurden, daß keiner der Schützen Fluch- oder Scheltworte ausstieß, daß jeder redlich und frei seiner Kunst nachkam und den Schützenbeitrag gewissenhaft erlegte, auch hatten sie den Verein gegen den Rath und nach außen hin zu vertreten. Über die durch Beiträge der Schützen, durch Spenden von Seite des Rathes, und das Erträgnis der unten besprochenen Glücksspiele, sowie über die Verwendung der eingeflossenen Gelder mußte der Schützenmeister alle Jahre am Ende seiner Amtszeit genaue und gewissenhafte Rechnung legen. Auch das Strafrecht stand ihm für Übertretung der Schützensatzungen zu und wurde die Strafe gewöhnlich mit einigen „Kandln" Weins, selten mit Geld gebüßt. Für diese Obliegenheiten waren die Meister anfänglich vom Schießgelde

frei, sowie sie auch an den Glücksspielen, ohne Einsatz zu leisten, theilnehmen konnten; später jedoch fielen diese Begünstigungen weg.

Dem zünftigen Charakter entsprechend hatten die Schießgesellen ihre besonderen Satzungen oder Ordnungen. Die Schützen jeder Stadt standen mit den Schießgesellen aller anderen österreichischen und deutschen Städte in den innigsten wechselseitigen Beziehungen. Infolge dessen besuchten sie nach geschehener Ladung gegenseitig ihre Feste und Freischießen, durch welch regen Verkehr ein freier Austausch von Ideen und Erfahrungen des öffentlichen wie des Handels- und Gewerbelebens in einer Zeit vermittelt wurde, wo der Strom der Kultur anderseits noch durch so viele Schranken gehemmt wurde. Es kann daher nicht wundernehmen, daß diese Satzungen einander in auffallender Weise gleichen. Als erstes und oberstes Gebot galt gesittetes Benehmen auf dem Schießplatze wie in dem Zelte den Genossen gegenüber. Strenge untersagt waren Fluchen, Schwören, Gotteslästerung und andere dergleichen Frevel. Wer solches sich unterfieng, verfiel nicht dem Schützengerichte, sondern dem ordentlichen Richter. Verboten waren ferner jeder „Vortl" (Kunstkniff), der Gebrauch anderer von den Ordnern nicht geprüften und gebilligten Büchsen und Bolzen, das Wetten auf einen bestimmten Schuß und, dem Zeitgeiste entsprechend, jede Beschwörung und Zauberei, besonders die Anwendung von Freikugeln.

Die ältesten Schützensatzungen von Waidhofen stammen aus dem Jahre 1550 und stimmen mit den angeführten vollkommen überein. Auch sie überweisen den Gottesfrevler dem städtischen Gerichte und die anderen Uebertretungen den Ordnern. Auf muthwillige Störung des Schießens durch Umherlaufen, Ansprechen des Schützen, sowie auf das Wetten war die Strafe des „Pritschens" gesetzt, der jeder ohne Unterschied des Ranges, der Junker wie der Bauer, verfiel. Diese auszuführen war die Aufgabe des Pritschenmeisters, einer der wichtigsten und nie fehlenden Persönlichkeiten bei größeren Schützenfesten. Derselbe, so genannt von seinem Werkzeuge, der Pritsche, einem von gespaltenem klatschenden Holze oder Messing, oft auch von Lederstreifen gemachten Kolben, war in ein buntes, aus verschieden

gefärbten Tüchern, die meist den Farben der Stadt entsprachen, zusammengenähtes Kleid gekleidet, um das Knie ein Band mit Schellen, auf dem Kopfe die Narrenkappe, gleichfalls mit Schellen und Glöckchen behangen. Der Pritschenmeister war Herold, Festordner, Reimdichter, Lustigmacher und Polizeimeister in einer Person. Als Herold eröffnete er den Festzug, rief die Schützen zusammen und verlas die Schützensatzung; als Festordner oblag ihm die Anordnung und Beaufsichtigung der mit dem Freischießen meist verbundenen Spiele, sowie die Ordnung des dem Schießen stets folgenden Festmahles; als Reimdichter und Lustigmacher mußte er die Zuschauer durch altherkömmliche Witze und Späße unterhalten, das Miß- oder Ungeschick der Schützen durch improvisierte Reime verspotten und den siegreichen Schützen die Preise mit ähnlichen gereimten Worten überreichen. Seine Hauptaufgabe aber bestand er als Polizeimeister. Zu diesem Zwecke war auf der Schießstätte ein weit sichtbares Gerüste mit zwei bunt bemalten Bänken errichtet, welches gewöhnlich der „Rabenstein" oder des „Pritschmeisters Predigtstuhl" hieß. Nachdem der Schuldige unter vielen die Lachlust erregenden Bewegungen zu dem Rabensteine geschleppt worden war, wurde er über eine der Bänke gelegt und dann mit der Pritsche wacker bearbeitet, wobei der Meister eine gereimte Rede hielt, die dem Sträfling seine Lage nicht erleichterte. Die Schützenlade von Waidhofen bewahrt noch eine solche in improvisierten Reimen abgefaßte Rede aus dem Jahre 1700, in welcher die Glieder des Körpers des Gepritschten vom Kopfe bis zur Zehe in lächerlicher Weise beschrieben werden. Mögen auch diese Späße nach unserer Anschauung wenig zart gewesen sein, mögen wir auch die Witze und Reime heute schal nnd nichtssagend nennen, das Volk liebte sie, und es entsprach so recht dem deutschen Wesen, den Narren zum Polizeimeister eines Volksfestes zu machen.

Unter den Pritschenmeistern, die zumeist ehrsame Bürger waren und von Fest zu Fest zogen, war einer der berühmtesten der Bürger aus dem Markte Zell bei Waidhofen, Heinrich Wirrich oder Wirre — es kommen beide Namen vor —. Derselbe war weit über die Grenzen Österreichs als Pritschenmeister

und Reimdichter bekannt und in Süddeutschland wie nicht minder in der Schweiz ein vielbegehrter Mann. Im Jahre 1563 erscheint er als oberster Pritschenmeister in der Schweiz und von 1568 ab in Österreich. Im Jahre 1571 besingt er das am 26. August dieses Jahres unter großen Festlichkeiten abgehaltene Beilager des Erzherzogs Karl von der Steiermark mit der Herzogin Maria von Baiern. Auf dem Titelblatte dieses für die Kulturgeschichte sehr wichtigen und wegen seiner Seltenheit sehr wertvollen und gesuchten Werkes, das nur mehr in einigen österreichischen Bibliotheken sich findet, nennt er sich mit Selbstgefühl: „Heinrich Wirre, Obrister Pritschenmaister unnd Burger auf der Zell in der Herrschaft Gleiß bei Weydthofen an der Yps".

Ob Wirre das Amt eines Pritschenmeisters bei dem großen Schützenfeste oder Freischießen, das Richter und Rath von Waidhofen im Jahre 1555 veranstalteten, versehen hat, entgeht mir, obwohl seine Mitwirkung nicht unwahrscheinlich ist, da er ja in dem benachbarten Zell, damals noch ein Dorf, Bürger war. Leider haben sich über dieses Fest in der Schützenlade gar keine und im Stadtarchiv nur wenige Nachrichten davon erhalten. Und doch war es ein bedeutendes Fest, viel größer und glänzender als das fünf Jahre früher, 1550, abgehaltene. Ich schließe dies aus den Aufzeichnungen des Rathsprotokolles von dem Jahre 1555, demzufolge die Preise außer zinnernen Hausgeräthen, welche der freisingische Pfleger, der Stadtrichter und einzelne Stadträthe und Bürger spendeten, 32 rheinische Thaler betrugen, eine für die damalige Zeit ungewöhnlich hohe Summe. Das Fest war auch sehr zahlreich besucht, wie dies die Rechnung über das bei dem Wirte Tanzer abgehaltene Festmahl bezeugt, welche 114 Gulden, 3 Schillinge und 21 Pfennige ausmachte, die 105 Stück Fische (Hechte und Forellen) nicht gerechnet, die dem Fischer von Greinsfurt zu bezahlen waren. Der Wirt muß seiner Pflicht auch in allen Stücken gut nachgekommen sein, weil der Rath ihm und seiner Frau 6 Reichsthaler zur Bezeugung seiner Zufriedenheit als „Trinkgeld" überreichen ließ.

Die gebräuchlichsten Benennungen für die Schützenfeste waren „Vogelschießen“ und „Königsschießen“, unter welch letzterem das Schießen auf stehende oder wandelnde Scheiben begriffen wurde. Je nach den Preisen oder Bestgebern entstanden noch besondere Benennungen. Außer dem Königsschießen gab es noch ein „Ritterschießen“, wo der Preis „ein ritterlich Ding“ war; wurden fremde Schießgesellen geladen, so war dies ein „Land- oder Hauptschießen“; das „Gesellenschießen“ war jenes, bei welchem die Schützenlade das Best gab und der Sieger durch einen Kranz, aus Blumen, Eichenlaub und Tannenreisig gewunden, geehrt wurde; es hieß auch „Kranzschießen“; gaben der Rath oder ein Gönner das Best und trugen sie die Kosten, so hieß es „Freischießen“; spendete der Fürst des Landes oder der Rath Beste in Hosentuch, Silber- oder Zinngeräthen, so bezeichnete man das Schießen als „Vortelschießen“. Doch wurden von der Mitte des XVI. Jahrhunderts ab diese Unterscheidungen minder genau eingehalten und die Arten der Schießen oft willkürlich verwechselt, bis sie später fast gänzlich schwanden, nur die Bezeichnungen „Frei- und „Kranzschießen“, wenn gleich in geändeter Bedeutung, haben sich bis in unsere Zeit erhalten.

Wenn eine Stadt oder ihre Schießgesellen ein Schützenfest veranstalteten — diese Feste reichten bis in das XV. Jahrhundert zurück, und kennen wir ein im Jahre 1456 in Wien abgehaltenes Schießen mit der Armbrust nach dem Vogel, das zu den großartigsten gehörte —, so wurden Boten mit dem geschriebenen oder gedruckten Ausschreiben desselben in das Land und zu den Nachbarn gesandt und in diesem „Ladbrief“ der Tag des Beginnes und die Bedingungen des Freischießens aufgezählt, der Wert der Beste angegeben, bei der Büchse die Art des Rohres und die Schwere der Kugel, bei der Armbrust der Umfang des Bolzenringes genau bestimmt. Angegeben wurden ferner die Entfernung der Scheibe vom Schießstande sowie der Durch- oder Halbmesser der Scheibe. Weil die Länge der Elle, welche das gewöhnliche Maß war, in den einzelnen Städten nicht eine einheitliche war — man unterschied Wiener-, Kremser-, St. Pöltner-, Waidhofner-, Steyrer- u. a. Ellen, die alle ein verschiedenes

Längenmaß aufweisen — so wurde durch eine schwarze Linie oder einen schwarzen Strich am unteren Rande des Ladschreibens meist die halbe Länge des üblichen Maßes oder des Halbmessers der Scheibe, vom Centrum oder „Nagel" aus gemessen, angegeben. Am Festtage zogen der Rath und die Schießgesellen im feierlichen Aufzuge mit Fahnen und Musik und Vortragen der Preise, voran der Pritschenmeister in seinem Narrenkleide, nach dem Schießhause, wo dann die Schießordnung bekannt gegeben, die Preisrichter (Fünfer, Siebner oder Neuner, je nach ihrer Anzahl so benannt,) aus dem Rathe und den Schützen frei erwählt wurden und das Schießen in Gottes Namen eröffnet ward. Daß die Waidhofner Schützen diese Feste fleißig besuchten, erhellt aus den Ladschreiben, die im Schützenarchiv aus dem XVI. Jahrhunderte sich noch finden, wie nicht minder aus anderweitigen Nachrichten. So wurden sie im Jahre 1531 nach Judenburg zum Schießen mit der Büchse und dem Stahl geladen, wobei das Beste für ersteres 32, für letzteres 16 Pfund Pfennige betrug, ein Beweis, daß damals das Schießen mit der Armbrust noch sehr gewöhnlich war; 1545 finden wir sie zu Aschach in Oberösterreich infolge der Einladung von Wolf Grafen von Schaunberg; 1549 zu Scherding, wo ein ungarischer Ochse, mit einer 5 Ellen langen aus „Lindisch Tuch" gefertigten Decke behangen, und 20 Gulden der erste Preis sind, 1552 zu Wien; 1564 zu Leoben, wo von den Siebnern die Gewehre beschaut und die „gladt, geschraufften und gerißenen" Büchsen gestattet werden, das Leggeld 16 Batzen beträgt und „frei, auffrichtig undt redtlich ohn allen falsch unnd vortl mit schwebunden armb unnd abgetrennten wammßermbel" geschossen werden muß; im selben Jahre besuchen die Waidhofner Schießgesellen auch das „frei gesellenschießen" zu Graz, wo die Neuner die Aufsicht führen und das erste Beste 50 Gulden rheinischer Währung, jeder zu 15 Batzen oder 60 Kreuzer, beträgt und „nit mit gespalten oder gefutterten Kugeln, auch ohne schnurriem, griff, rauchpfannen, darzu der schafft die achseln nit berührendt", geschossen werden darf, auch „ein schlechts absehn mit einem runden löch-

lein oder gemeinen offnen schrunßlein dem zuntloch gleich" sollen die Büchsen haben; 1562 betheiligen sich die Waidhofner an dem Armbruftschießen zu Gleiß, wo der erste Preis ein ungarischer Ochse, 10 Gulden im Werte, ist, 1563 an dem zu Göstling, 1593 an dem zu Passau, wo nur mit der „Pürstbüchsen mit abgegürteten wöhr vnd außgezogenen hauptmesser und ausgetrennten wamsermel" geschossen werden durfte. Zu diesen Schützenfesten durften nur jene Schützen reisen, welche als sichere Treffer bekannt waren; denn es galt die Ehre der Stadt und des Schützenstandes zu wahren. So wurden vom Rathe und den Schützenmeistern zu dem großen Festschießen, welches 1560 zu Linz statthatte, aus den alten Schützen acht Schießgesellen erwählt, denen der Rath zehn Thaler als Reisegeld bewilligte. Der ähnliche Vorgang wurde bei dem großen Schützenfeste in Wien, 1563, wie bei den zu München, Augsburg und Nürnberg gefeierten beobachtet, an welchen die Waidhofner sich betheiligten. Von der Theilnahme an solchen Festen waren aber die jungen Schützen stets ausgeschlossen. Dieselben übten sich anfänglich auf der gewöhnlichen Schießstätte; im Jahre 1560 ließ der Rath neben der lange schon bestehenden Schießstätte für dieselben eine besondere einrichten, damit die jungen Schießgesellen, welche der Armbrust sich bedienten, unter Anleitung sich in dem „Pürschbüchsenschießen" üben könnten. Um eine lebhaftere Theilnahme an dem Schießwesen unter den jungen Bürgern hervorzurufen, wie es besonders im XVI. Jahrhunderte die Interessen der Stadt geboten und kaiserliche Befehle verlangten, bewilligten Richter und Rath den jungen Schützen als Preis ihres Schießens jährlich ein Stück Augsburger „Barchent", das in Partien von je vier Ellen ausgeschossen wurde, und drangen mit allem Ernste darauf, daß die Alten die Jungen in der edlen und ritterlichen Kunst unterwiesen. Auch die alten Schießgesellen erhielten vom Rathe und später auch von der Grundherrschaft Freisingen jährlich ihre Preise, welche nach der in den österreichischen und deutschen Städten üblichen Gepflogenheit in einer bestimmten Anzahl Ellen „Lundisch oder Lindischen", d. i. Londoner Hosentuch bestanden.

So gab die Stadt Wien im XVI. Jahrhunderte jährlich durch 22 Wochen, vom Sonntage vor dem St. Georgs- bis zum Sonntage vor dem St. Michaelsfeste ihren Schützen an jedem Sonntage 1¼ Elle Lindischen Hosentuches als Bestes; Ähnliches fand in Wiener-Neustadt, Krems, Steyr, Enns und an anderen Orten statt. Die Stadtväter von Waidhofen bestimmten als Preis des Schießens an den Sonntagen, vom Trinitatis-Sonntage angefangen bis zum St. Michaels-Sonntage, je eine Elle Hosentuch. Im Jahre 1550 baten die Schützen den Rath, ihnen zu der festgesetzten einen Elle Tuch noch eine Viertellelle zu bewilligen „zur erraichung eines par hosen". Am Ende der Schießzeit übergaben die Schützengenossen dem Rathe einen Ausweis über die abgehaltenen Schießtage, Bestegewinner, Anzahl der Schützen und der gethanen Schüsse. Die Ellenzahl der Hosentücher, welche der Rath aussetzte, wechselte anfänglich zwischen 15 und 20 Ellen, später, um 1590 wurde dieselbe auf 12 Ellen festgesetzt, während die Herrschaft sechs Ellen jährlich gab. Um dieses Hosentuch zu erhalten, mußten die Schützenmeister und Schießgesellen dem ehrsamen und wohlweisen Rathe jährlich im Frühjahre ein Bittgesuch überreichen, in welchem auch der Anfang des Schießens angegeben wurde. So bitten im Jahre 1589 die Schützen, nachdem die zeit vorhanden ist, daß man sich wiederumb in der ritterlichen khunst des schießens üben und gebrauchen soll", ihnen ihren „Bevor" (Preis oder Bestes) gnediglich zu bewilligen. Wer ein Hosentuch sich erschossen hatte, war gehalten, selbst wieder ein Freischießen zu geben, dessen „Bevor" nach einem Beschlusse der Schießgesellen vom Jahre 1595 wenigstens den Wert eines Guldens erreichen mußte. Die Hosentücher wurden später mit Geld abgelöst und zwar zahlte der Rath für die bestimmten 12 Ellen jährlich 21, die Herrschaft für die sechs Ellen seit dem Jahre 1600 jährlich 10 Gulden 30 Kreuzer, welcher Betrag später auf 21 Gulden erhöht wurde. Für diese Gaben von Seite der bischöflichen Verwaltung mußten die Schützen alljährlich bei Beginn der Schießzeit, seit 1750 wurde der erste Mai festgesetzt, unter Musikbegleitung und fliegender Fahne vom Rathhause aus durch die Stadt

in das Schloß ziehen, von wo aus sie, nachdem sie mit Brot und Wein bewirtet worden waren, mit dem Schloßhauptmanne und dem gleichfalls feierlich abgeholten Stadtrichter und Rathe an der Spitze, wieder durch die Stadt zur Schießstätte zogen. Am Schlusse der Schießzeit fand ein ähnlicher Umzug statt, wobei das Hosentuch und der Barchent schön geziert auf dem Ladstocke, dem Zeichen der Würde des Oberschützenmeisters, mitgetragen und im Schlosse dem Verwalter wie im Rathhause dem Richter eine Martini-Gans überreicht wurde. Einen Anlaß zu einem Feste bot auch die alljährlich abgelegte Rechnung der Schützenmeister und die Wahl derselben, worauf ein heiteres Mahl, dem der Schloßhauptmann, sowie Richter und Rath mit dem Stadtschreiber anwohnten, das Schießjahr beschloß.

Um der zumeist kranken „Lade", der Schützenkasse, aufzuhelfen, wurde den Schießgesellen, wie in allen anderen Städten Österreichs und Deutschlands, so auch zu Waidhofen an dem Haupttage des Jahrmarktes, am St. Jakobsfeste, die Abhaltung eines Volksfestes mit Glücksspielen vom Rathe gestattet, deren Ertrag in die „Bixe" floß. Die „Kurzweil", mit welcher Bezeichnung die Glücksspiele benannt wurden, war der anderer Städte ähnlich und bestand aus dem gewöhnlichen Kegelspiele, der „Lavenette" (eine heute noch übliche Art des Kegelscheibens), Kletterbäumen, Taubenschießen, nach dem Hahne schlagen (ein lebender Hahn wurde unter einen Topf versteckt, nach welchem der Spielende mit einem kleinen Dreschflegel, nachdem ihm die Augen verbunden worden waren, schlagen mußte), dem Kreisel und der „Prendten", welch letztere aus einem roth und weiß bemalten Brette, unserem Puffbrett ähnlich, bestand, auf dem mit Würfeln gespielt wurde. Gegen einen bestimmten, vorher zu zahlenden Betrag konnte jedermann mitspielen und einen Preis, bestehend aus Hausgeräthen, wie Teller, Löffel, Becher, Schalen u. a., zumeist aus Zinn oder auch aus Holz gefertigt und dann bunt bemalt, gewinnen. Auch der Glückstopf, „der bescheidene Ahnherr unserer heutigen Lotterie", fehlte nicht bei diesen Festen. Als Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1652 den Wochenmarkt vom Samstage auf den Dienstag verlegte und den bis dahin

durch volle vier Wochen dauernden „Jakobimarkt" in zwei Theile zu je vierzehn Tagen schied, benützten diese Änderung die Schützen, um auch am Haupttage des Dreikönigsmarktes, dem St. Sebastianstage, ein der am Haupttage des St. Jakobsmarktes gegebenen Unterhaltung ähnliches Fest zu feiern und die Spieltische aufzustellen. Das Volksfest in der Sommermarktszeit war immer mit einem Freischießen verbunden, dessen Bestes ein vom Rathe bewilligtes „Freituch" bildete, um das aber nur Waidhofner Schützen sich bewerben durften. Fremde Schützen konnten zwar gegen ein bestimmtes „Leggeld" an dem Freischießen theilnehmen, mußten auch um das Freituch ihre Schüsse machen, erhielten aber dafür einen anderen Preis. Das Freituch wurde stets mit der größten Feierlichkeit abgeholt und mit fliegender Fahne auf die Schießstätte geleitet. Da im Jahre 1584 die Schützenfahne altershalber nicht mehr in Gebrauch genommen werden konnte, erbaten sich die Schießgesellen eine Stadtfahne. Es konnte nicht fehlen, daß bei den Spielen manche Ungehörigkeit unterlief und die liebe Jugend sich dabei in hervorragender Weise betheiligte. Deshalb untersagte der Rath dieselben öfters ganz oder theilweise, so 1551 das Kegelspiel und die „Lavenette", 1590 die Prendte u. a.; stets aber lautete die Bewilligung des Rathes, um welche die Schützen jedesmal ansuchen mußten, dahin, daß vor Beendigung des Gottesdienstes mit den Spielen nicht begonnen werden soll, daß jedes Schelten, Fluchen und andere Gotteslästerung verboten und der Jugend das Mitspielen nicht gestattet sein soll. Als diese Verbote einigemale übertreten wurden, gestattete der Rath das Spiel nicht, so in den Jahren 1595, 1600, 1650, 1689 u. a. m.

Die Zahl der Schießgesellen von Waidhofen im XVI. Jahrhundert läßt sich nicht mehr genau feststellen; auch scheint dieselbe stark gewechselt zu haben. Ich schließe dies aus den Berichten über das Ausschießen des Hosentuches an den Rath, wo die Zahl der alten Schützen zwischen 22 und 10, die der jungen zwischen 20 und 10 wechselt. Um das Jahr 1540 wurde durch länger als zwei Jahre gar nicht geschossen, theils wegen Mißhelligkeiten mit dem Rathe, theils weil die Schützenzahl sich sehr ver-

mindert hatte, doch löste sich die Gesellschaft der Schützen nicht auf; erst 1543 begann, durch den Rath dazu aufgemuntert, welcher auch über Bitten der alten Schützen von jedem Handwerke zwei junge Meister bestimmte, die Zahl der Schützen sich wieder so zu mehren, daß das Schießen wieder aufgenommen wurde; im Jahre 1689 drohte anderseits der Rath wegen vorgekommener Ungehörigkeit dem Schützenmeister Johann Heuserer und seinen Genossen mit der Einstellung des Schießens, wenn dieselbe sich erneuere.

Die Schießstätte befand sich im XVI. Jahrhundert im „weiten Garten" und war sehr einfacher Natur. Sie bestand aus der Schießhütte, in welcher die Schießstände sich befanden, deren jeder seinen eigenen Wächter hatte, aus der Schreiber- und und Zielerhütte. Ein Holzzaun und theilweise auch gespannte Seile friedeten sie ein. Im Jahre 1567 erbaten die Schießgesellen vom Rathe ein Darlehen von 10 Pfund Pfennigen, sowie seine Mithilfe zur Aufführung einer Mauer um den Schießplan, weil ihnen im Winter alles Holz aus den Hütten gestohlen würde. Richter und Rath bewilligten das Ansuchen und erklärten sich bereit die Mauer gegen die Straße auf Kosten der Gemeinde aufführen zu lassen; die andere Einfriedung hätten die Schützen selbst zu bezahlen, wozu sie ihnen das erbetene Darlehen gewährten. Da die Schießstätte auf einem zur Kirche gehörigen Grundstücke stand, mußten die Schützen einen geringen jährlichen Pacht bezahlen. Als der Rath um die Mitte des XVI. Jahrhunderts die Kirchengüter und frommen Stiftungen einzog und sammt dem größten Theile der Bürgerschaft dem Protestantismus huldigte, weigerten die Schützen die Zahlung des Pachtes durch einige Jahre, wurden aber 1555 von dem Rathe dazu verhalten. Gegen Ende des gedachten Jahrhunderts verließen die Schießgesellen ihren alten Platz und erwarben, nachdem durch einige Jahre in dem Stadtgraben die Scheiben aufgestellt gewesen waren, um das Jahr 1600 die „Baumgartenwiese", den heutigen Holzplatz der Gemeinde, zu ihrem Zwecke. Die Schießhütte wurde auf dem heute mit Kastanienbäumen bepflanzten Platze vor dem Eingang der heutigen Holzstätte erbaut, die Scheiben standen an der

inneren Mauer — die heute an dieselbe sich anschließenden Gärten waren damals noch Feld und Wiese —, wie dies aus einer in Merians berühmter Topographie enthaltenen Abbildung der Stadt aus dem Jahre 1630 deutlich erhellt. Im Jahre 1788 trat die Schützengesellschaft eine neue Wanderung an. Es gelang ihr, nachdem sie ihren alten Schießplatz an einen Privatmann (Sailer?) günstig verkauft hatte, mit Bewilligung der niederösterreichischen Regierung von dem Gewerksbesitzer Amon den seit Aufhebung des Kapuzinerklosters öde liegenden Garten desselben zu erwerben, erbaute eine schöne Schießhalle mit einem Stockwerke, welch letzteres dann durch mehrere Jahrzehnte der beliebteste Ort zur Abhaltung von Festlichkeiten wurde. Infolge ungünstiger Verwaltung geriet die Schießstätte, deren unterer Raum mit alten und neuen Fest- und Familienscheiben schön getäfelt worden war, zuerst in Privatbesitz, aus dem sie dann in das Eigentum der Gemeinde übergieng, welche die oberen Localitäten einige Zeit als Kaserne und dann als Lehr- und Ausstellungszimmer für die neuerrichtete Industrie- und Gewerbeschule benützte, während die Schießhalle den Schützen gelassen ward. Im Jahre 1875 mußten die Schützen neuerdings zum Wanderstabe greifen, hoffentlich zum letztenmale. Mit Unterstützung eifriger Schützengenossen und Gönner gelang es der Gesellschaft, den heutigen, sehr günstig gelegenen Platz zu erwerben und die notwendigen Gebäude zu errichten. Dank der trefflichen Verwaltung der Schützenlade, an deren Spitze seit einer Reihe von Jahren die Herren Leithe, Julius Jax, Rienshofer, Wedl u. a. stehen, ist die Schießstätte, deren Erbauung und Ausstattung mehr als 2800 Gulden beansprucht hat, jetzt fast unbelastetes Eigentum der Schützengesellschaft.

Die Schützengesellschaft von Waidhofen ist eine der wenigen in Österreich, welche seit ihrem Entstehen, wenn auch zeitweise, wie im Jahre 1540, ihre Übungen einstellend, doch nie sich aufgelöst hat. Im deutschen Reiche, namentlich in den nördlichen Landen, endete das fröhliche Schützentreiben mit dem großen Kriege, 1618—1648, der Deutschlands Fluren verwüstet, seine Städte entvölkert, und das Reich selbst zum Spielball des über-

mütigen Franzmannes erniedrigt hat. In den deutschen Stammländern des Hauses Habsburg, wo die Nachwehen dieses furchtbaren Krieges nicht in so starker Weise zu Tage traten, dauerte das Schützentum zwar fort, aber sie machten doch die gastlichen Freischießen der Städte selten und dürftig; nicht mehr der Rath der Städte, sondern nur die Genossenschaften selbst luden zu Freischießen ein, die deshalb auch an Glanz und Pracht bedeutende Einbuße erlitten. Dies bewies auch das vom 29. Juli bis 1. August 1657 von den Schützen zu Waidhofen abgehaltene Freischießen, bei welchem keine Preise in klingender Münze mehr erscheinen, — denn das bare Geld war durch den Krieg, wie durch die Kipper- und Wipperzeit ein seltener Artikel geworden, — sondern die Preisschützen nur 25 Ellen „Taffet," einen Ochsen, einen Stier und einen Bock sich erschießen konnten. Auch das Festmahl stand an Großartigkeit den früheren nach; daß aber dasselbe doch der Fröhlichkeit und Lust nicht ganz entbehrte, zeigt die bedeutende Anzahl von „Achtering" Weins — ein Achtering betrug nach unserem heutigen Flüssigkeitsmaße beiläufig anderthalb Liter — die an diesen Tagen die trockenen Kehlen der Schießgesellen befeuchteten. Die nachfolgenden wenn auch siegreichen Kämpfe mit den Türken und Franzosen trugen gleichfalls nicht bei, dem Schützenwesen seinen alten Glanz wieder zu geben; erst Kaiser Karl VI., der letzte männliche Sprosse des ruhmreichen Hauses Habsburg (1711—1740), selbst gleich seinen Ahnherren König Rudolf I. und Kaiser Maxmilian I. ein eifriger Schütze und Gönner dieser ritterlichen Kunst, brachte das Schützenwesen in Österreich durch sein zu Wien in der Favorite (Theresianum) aus Anlaß der Geburt seines einzigen Sohnes Leopold, der jedoch bald wieder hinweggerafft wurde, im Jahre 1716 den Wiener und allen Schützen Österreichs gegebenes Haupt- und Freischießen zu neuem Leben. Diesem glanzvollen Fürsten verdanken auch die Schützen zu Waidhofen ihre alte, aus dem Jahre 1722 stammende Fahne, welche in den Farben von Niederösterreich, blau und gelb, gehalten, den doppelköpfigen Reichsadler mit dem österreichisch-ungarischen und spanisch-burgundischen Wappen sowie mit der Namenschiffre C. VI. und der Jahrzahl 1722 auf-

zeigt. Von da ab nahmen die Schützenfeste wie an Zahl so auch wieder an Pracht zu, bis sie endlich in unseren Tagen unter der glorreichen Regierung unseres allgeliebten Kaisers und Herrn, Franz Josef I., in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit, wie sich diese in den österreichischen Bundesschießen zu Wien und Graz und jüngst zu Brünn bekundet hat, wieder auflebten.

Wir könnten noch zum Schlusse unserer Abhandlung über die guten und schlechten Vorwände und Ausreden sprechen, welche ungeübte und ungeschickte Schützen zur Bemäntelung ihrer Fehlschüsse stets in großer Anzahl in Bereitschaft zu halten pflegen, aber eingedenk, daß der bekannte Satiriker Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" die mancherlei Entschuldigungsgründe gegeißelt hat, welche die Schützen des XVI. Jahrhunderts ebenso gut oder ebenso schlecht vorzubringen gewußt haben, wie die unseres XIX. Säculums, wollen wir nur noch die Bedingungen anführen, welche jeder Schießgeselle in alter wie neuer Zeit zum gedeihlichen Erfolge des Schießens notwendig erachtet und die ein Reimschmied des XVII. Jahrhunderts in die Verse kleidete:

„Zum Schießen Lust, die Rüstung gut,
Klar Wetter und ein fröhlich Mut,
Ein ziemlich Glück und großer Fleiß,
Gar stille Luft, das Blatt schön weiß,
Ein guter Trunk, zween oder drei
Dies sind der Schützen Arzenei."

III.

Die Bürger im Kampfe.

Der Bürger war vorzugsweise ein Mann des Friedens, denn nur in ruhiger Zeit gedieh das Gewerbe, blühte der Handel; aber er wurde auch zum mannhaften Krieger, wenn es galt, den heimatlichen Herd, seine Stadt, vor feindlichem Ueberfalle zu schützen. Dem altdeutschen, heute noch in England geltenden Grundsatze „Mein Haus ist meine Burg" entsprechend, welches Rechtsprincip unter der Bezeichnung „Heimsuche" sich auch in den Rechtsbüchern aller österreichischen und deutschen Städte findet, konnte der Bürger jedem feindlichen Eindringen in sein Heim mit den Waffen wehren, weshalb er es auch als seine heiligste Pflicht betrachtete, seine Vaterstadt, sein und seiner Mitbürger großes Heim, vor feindlichem Ueberfalle zu sichern und zu bewahren. Deshalb umgab er seine Stadt mit Mauer und Graben, deshalb erbaute er Thore und Thürme, deshalb stattete er das Zeughaus oder die Rüstkammer reichlich mit Waffen und Kriegsgeräthschaften aus und vertraute die Schlüssel zu demselben nur einem treu erprobten Mitgliede des Rathes, dem Zeugmeister, an.

Bis in das XIII. Jahrhundert waren die freien Bürger nicht mit besseren Waffen ausgerüstet, als der an die Scholle gebundene Bauer. Waren doch ersterem wie letzterem die ritter-

lichen Waffen, „Helm, Schild, Lanze, Panzer und Schwert" strenge untersagt und ihnen nur das kurze Dolchmesser, die wuchtige Keule, der Morgenstern und der Spieß gestattet. Als Angriffs- und Schutzwaffe diente den beiden noch der Bogen, gewöhnlich nach dem Eibenbaume, aus dem er geschnitten wurde, die „Eibe" genannt, mit dem wenig treffenden Pfeile. Durch die Kreuzfahrer wurde die Armbrust oder Baliste nach dem Abendlande gebracht, welche von dem Ritter als „tückisch ding" verachtet, bald die eigentliche Waffe des Bürgers ward, bis sie, wie erwähnt, im XV. Jahrhunderte der Büchse weichen mußte.

Auch in Waidhofen fand die Armbrust frühzeitig Eingang und die bischöfliche Rüstkammer im Schlosse war neben Eiben und Spießen auch mit großen und kleinen Balisten reichlich versehen. Aus diesem Zeughause, wie dies ein Inventar aus dem Jahre 1316 bezeugt, wurden die Bürger und Unterthanen des Bischofs im Notfalle ausgerüstet und unterstanden dem Befehle des Burggrafen von Konradsheim. Je größer aber die Zahl der Bürger wurde, je mehr in ihnen infolge ihrer Industrie und ihres Handels das stolze Selbstbewußtsein des deutschen Bürgers zum Durchbruche kam, desto mehr waren sie bestrebt, von der Herrschaft des Burggrafen loszukommen und wie ihre Genossen in den landesfürstlichen Städten sich unter den Befehl ihres freigewählten Stadtrichters zu stellen. Die vorübergehenden Besetzungen der Stadt von Seite der Landesfürsten, wie des Herzogs Rudolf IV. von 1360—1365, des Herzogs Ernst des Eisernen von 1408—1414, und namentlich der Fall von Konradsheim ließen die Bürger Waidhofens ihrem Ziele näher kommen. Zu diesem Behufe übten sie sich nicht nur eifrigst in dem Gebrauche der Waffen und gründeten die Schützengesellschaft, deren erster und vornehmster Zweck die Verteidigung der Stadt war, sondern sie richteten sich auch ein Zeughaus auf — vermutlich befand sich diese Rüstkammer im sogenannten alten Rathhause — und versorgten dasselbe mit Waffen und Kriegsgeräthschaften. Zufolge mehrerer von Seite der niederösterreichischen Landesregierung wie des Königs Ferdinand I. in den Jahren 1530 bis 1562 erflossenen Befehle mußten die Bürger aller österreichischen Städte bewaffnet und

einexerciert werden, weshalb in den meisten Städten eine feststehende militärische Organisation der Bürgerschaft eingeführt wurde. Nach einer mir vorliegenden „Stat-Ordtnung in den Kriegsleuffen auffgericht im ainvndfunftzigisten Jar" (1551), mit welcher eine zweite aus dem Jahre 1566 stammende Ordnung, die Namen allein ausgenommen, vollkommen übereinstimmt — beide interessante Dokumente wie das dritte unten besprochene Inventar gehörten dem ehemaligen Archiv der Staatsherrschaft Waidhofen an, das vor fast drei Decennien sein Stillleben unter der Stampfe der Papiermühle enden mußte! bildete die Bürgerschaft der Stadt ein einheitliches wohlbewehrtes Corps in der Stärke von zweihundert Mann, das man als den Grundstock des nachmals errichteten Bürgercorps betrachten kann, und über welches der jeweilige Stadtrichter als „Obrister" das Commando führte. Ihm standen die zwei ältesten Mitglieder des Rathes zur Seite. Diesem dreigliedrigen Obercommando, welches sich noch durch vier andere Bürger verstärken konnte, waren zwei „Haubtleute" mit drei „Trabanten", der „Fenndrich" und „sein Leutinambt", zwei „Zeugmaister" mit zwei „Zugeordnte" (Adjutanten), die vier „Wachtmaister" und ihr „Bott" (Bote) untergeordnet. Die Bürgerschaft selbst in der Stärke von fast 180 Mann gliederte sich in zehn Rotten, von denen die ersten drei aus den Bürgern der oberen Stadt, der Hintergasse mit dem Fuchslueg und des hohen Marktes, die vierte und fünfte aus den Bürgern der unteren Stadt, die beiden nächsten (6. und 7.) aus der Bürgerschaft der Vorstadt Leithen mit dem Felde und die letzten drei Rotten aus den Bürgern der Wasservorstadt und am Bache sich zusammensetzten. Da allein dem Bürger die Pflicht der Stadtverteidigung oblag, weshalb er zur Ablegung des Bürgereides bewaffnet auf dem Rathhause erscheinen mußte, welcher Gebrauch sich bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts erhalten hat, so wurden auch nur diese aufgeboten; nur im Falle großer Not, wie in den Jahren 1529 und 1532, wurde auch auf die Nichtbürger gegriffen, welche aber nicht mit „Büchsen", sondern mit Spießen und anderen Waffen ausgerüstet wurden. Als Kopfbedeckung diente namentlich

für diejenigen, welche die Mauern, Thürme und Thore zu verteidigen hatten, die eiserne Sturmhaube. Sobald das Ruf- oder Alarmzeichen vom Rathhause aus gegeben und durch die Stadttrompeter in den Gassen wiederholt worden war, hatten sich die Bürger sofort in dem großen Hofe des Rathhauses zu sammeln, von wo sie mit Wehr und Waffen versehen auf den jeder Rotte vorher bestimmten Platz in geordnetem Zuge sich verfügten. Die vorzüglichsten Verteidigungsobjecte, auf welche ob ihrer Wichtigkeit zumeist die „Schießgesellen" beordnet wurden, waren die acht großen Thürme, welche, vom Schlosse ausgehend, in nachfolgender Ordnung in die Mauer eingefügt waren: der „Seisenegger-" (am Beginne des heutigen Fuchsluegs), der „Maulschlag- (am Ende des Fuchsluegs), der „Ibbs-", der „Mülner-", der „Lachent-", der „Eckhel-", (alle drei längs des Grabens), der „Spital-" und der „Schilcherthurm" (Amstettnerthurm). Diesem an Wichtigkeit gleichstehend, waren die zwingerartigen Vorbaue am Ibbs-, Spital- und Schilcherthore, die Befestigungen um das Spital und das „Thürl". Dann folgten mehrere Halbthürme und Hochmauern, sowie der Pfarrhof mit dem Friedhofe und das Ibbsbad. Den Befehl über diese Objecte führten Rottmeister, neunzehn an der Zahl. Auf den Thürmen befanden sich auch Geschütze, während ihre Verteidiger mit Hackenbüchsen und Armbrüsten ausgerüstet waren. Nach einem aus dem Jahre 1593 herrührenden Inventar des Zeughauses zählte dasselbe bei 200 einfache und Doppelhackenbüchsen, sowie mehrere Geschütze. Unter diesen werden erwähnt: mehrere Doppel-Falkonett, welche mit zwei Pfund Pulver geladen wurden und dreipfündige Kugeln schossen; einige Falkonettel, welche anderthalbpfündige Geschosse warfen und ein Pfund Pulverladung benötigten, sowie etliche „scharfe Diendl", die mittelst einer Ladung von einem halben Pfund Pulver fünfviertelpfündige Kugeln schleuderten. Die Kugeln der Geschütze waren zumeist aus Eisen, doch kamen auch noch Steinkugeln vor. Das Pulver bezog die Stadt von der niederösterreichischen Landesregierung und betheilte damit auch die Schützengesellschaft. Wohl ausgerüstet mit Wehr und Waffen, geschützt von Thürmen, Mauern und Gräben und verteidigt

von einer wackeren Bürgerschaft und den Schießgesellen war „Waidhoffen, so man nennet Pairisch Waidhoffen", wie es in einem Briefe aus dem letzten Decennium des XV. Jahrhunderts heißt, „ein berlich (wehrhaftes) städtlein, darin geberbig (gewerbsthätige) und vermügend (wohlhabende) leit (sind), darumb man vast (sehr, stark) darnach stellet." Und von diesen starken Nachstellungen waren für Waidhofens Bürger und Einwohnerschaft nachstehende die gefahrvollsten.

Der erste die Stadt mit Feuer und Schwert bedrohende Strauß kam von einem waffenkundigen tapferen Feinde und fällt in das letzte Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts. Zwischen Kaiser Friedrich IV. und dem Ungarkönig Mathias Corvinus war nach dem im Jahre 1481 geschlossenen Frieden von Korneuburg bald der Krieg wieder ausgebrochen. Die Magyaren eroberten ganz Niederösterreich und besetzten auch Wien, wo Corvinus zeitweilig residierte. Im Jahre 1487 sollte zwischen dem Ungarkönig und dem Herzoge Albrecht von Sachsen, obersten Feldhauptmann des Kaisers, in unserem Waidhofen eine Zusammenkunft behufs Herbeiführung eines Friedens stattfinden, weshalb die Bürger der Stadt sich gerüstet hatten, um den mächtigen König und den tapferen Vertreter des Reichsoberhauptes festlich zu empfangen; doch die geplante Zusammenkunft hatte nicht statt, der Krieg dauerte fort und näherte sich auch Waidhofen. Der ungarische Feldhauptmann Tobisch von Tschernaho hatte die freisingische Herrschaft Ulmerfeld und Neuhofen besetzt und die feste Burg in ersterem Markte erstiegen. Furchtbar hausten die ungarischen Scharen, deren sich viele Söldner aus Böhmen der Beute wegen angeschlossen hatten, in diesem Gebiete. Zu Anfang des Jahres 1490 versuchten sie auch Waidhofen in ihre Gewalt zu bringen. Ein Anhänger des Königs von Ungarn, Caspar von Roggendorf, der obwohl ein österreichischer Ritter gleich vielen seiner Standesgenossen an Corvinus sich angeschlossen hatte, forderte von den Bürgern der Stadt im Namen des Königs das Ungeld (heute Verzehrungssteuer genannt). Da die Waidhofner, treu dem kaiserlichen Befehle, welcher die Zahlung an den Roggendorfer verboten hatte, die Ablieferung der Summe verweigerten, so drangen die Ungarn gegen

die Stadt vor. Doch die Bürger hatten sich vorgesehen, Mauern und Thürme besetzt und die Thore verrammelt. Als die Bürger, die sich auf den Rath ihres Grundherrn, des Bischofs Sixtus von Freisingen durch Aufnahme einiger Söldner verstärkt hatten, mit ernster Entschiedenheit die Aufforderung zur Ergebung und dem Ungarkönig zu huldigen abgelehnt hatten, begann der Feind, um die Aufmerksamkeit der Verteidiger von seinem Beginnen abzulenken, die Stadt mit brennenden Pfeilen zu überschütten, während er zugleich die Schranken und Wehren vor den Thoren niederzubrechen versuchte. Die Gefahr war für die Stadt eine sehr große, da alle Gebäude Schindeldächer hatten und „die veint damit (mit dem Anzünden durch brennende Pfeile) bol (geschickt) vmb chünen geen", wie ein Zeitgenosse in seiner Besorgnis um Waidhofen damals schrieb. Aber dem Feinde gelang seine Absicht nicht. Einige Dächer geriethen zwar in Brand, aber das Feuer wurde Dank der früher schon getroffenen Anstalten schnell gelöscht, und als die Ungarn die nach ihrer Meinung dadurch entstandene Verwirrung benützen wollten, um in die Stadt einzudringen, und in der That schon einige Schranken und Wehren vor dem Amstettnerthore niedergebrochen hatten, traten ihnen die bewaffneten Bürger entgegen. Es entspann sich ein kurzer aber sehr heftiger Kampf, in welchen einige Ungarn getödtet und mehrere derselben wie auch von den Bürgern verwundet wurden, der aber mit der Niederlage und Flucht der Feinde endete. Weil die Ungarn in dem Kampfe den kürzeren gezogen hatten, so griffen sie zu einem anderen Mittel. Sie zogen ihre Scharen aus der unmittelbaren Nähe der Stadt zurück, schnitten derselben aber durch ihre gewandten Reiter alle Zufuhr von Lebensmitteln ab, um die Bürger durch Hunger zur Ergebung und Huldigung zu zwingen; aber auch dieser furchtbare, hohlwangige Gast machte die Bürger in ihrer Treue nicht wankend. Schon hatte die Not in der Stadt eine bedenkliche Höhe angenommen, als der am Palmsonntage des Jahres 1490 erfolgte plötzliche Tod des Königs Mathias Corvinus in der Burg zu Wien auch die Waidhofner von ihren Bedrängern befreite. Von da ab erfreute sich die Stadt durch fast drei Jahrzehnte einer ungetrübten Ruhe,

welche, da auch für Österreich selbst durch die weise Fürsorge Kaiser Maxmilian I. friedliche Tage anbrachen, fördernd auf Handel und Industrie wirkten.

Der Aufschwung, welchen Gewerbe und Handel durch die eingetretenen friedlichen Verhältnisse wieder genommen hatte, erlitt eine jähe Unterbrechung durch die Einfälle der Osmanen, eines Feindes, der den Ungarn an Tapferkeit nicht nachstand, an fanatischer Wildheit sie aber weit zurückließ. Zwar ging diese heftige Unterbrechung der friedlichen Thätigkeit Waidhofens einem feurigen Meteor gleich schnell vorüber; daß sie aber nicht zur lange dauernden geworden ist, welche die Blüte der Stadt für viele Jahre ruinirt hätte, das verdankt Waidhofen seinen wackeren Bürgern, welche wie früher den Ungarn so jetzt den Türken mit den Waffen mutig entgegentraten.

Der Tod des Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen in der Schlacht bei Mohacz 1526, und die Uebertragung seiner zwei Kronen auf seinen Schwager Erzherzog Ferdinand I. brachten zwar dem deutschen Zweige des Hauses Habsburg ebenfalls die Großmachtstellung ein, verwickelten ihn aber in langdauernde Kämpfe mit dem größten und grimmigsten Feinde des christlichen Namens, mit den fanatischen Türken. Das Haus Habsburg gieng zwar aus diesen Kämpfen an Ruhm und Ehren reich endlich als Sieger hervor, aber es traten am Beginne der ersten wie der zweiten Periode dieser lange Jahre dauernden Kriege so gefahrdrohende Episoden ein, daß, wenn die tosende Flut nicht an der Felsentreue und der eisernen Tapferkeit seiner Bürger, besonders der von Wien zerschellt wäre, der Untergang Österreichs und Deutschlands, ja die Vernichtung der ganzen christlichen Cultur des Abendlandes die traurige aber unvermeidliche Folge gewesen wäre. Von beiden Episoden wurde auch Waidhofen berührt.

Sultan Suleiman II., der Prächtige zubenannt, war im Mai des Jahres 1529, drei Jahre nach der Unglücksschlacht bei Mohacz, infolge der ungarischen Verhältnisse mit dem bedeutenden Heere von 300.000 Mann von Constantinopel aufgebrochen und näherte sich, nachdem er Ungarns Hauptstadt

erobert hatte, nach der Mitte des Septembers den Grenzen Österreichs. König Ferdinand I. hatte in richtiger Erkenntnis der furchtbaren Gefahr, welche Österreich bedrohte, umsichtige Maßregeln dagegen getroffen. Die bewaffnete Mannschaft (der 30., dann der 10. und endlich der 5. Mann) wurde aufgeboten, den Bürgern die Uebungen im Gebrauche der Waffen zur heiligen Pflicht gemacht, die Verproviantirung der Städte und Märkte angeordnet und den Bewohnern des Flachlandes bestimmte Orte als Zufluchtsstätten angewiesen. So sollten die Bewohner des mittleren Ybbsthales, sobald auf der Höhe des Sonntagberges das weithin sichtbare Feuerzeichen (Greide- oder Alarmfeuer genannt) aufflammen würde, sofort nach der Stadt Waidhofen fliehen.

Am 27. September schlug der Sultan auf der Simmeringer-Heide sein Lager auf und in den nächsten Tagen war Wien von dem zahlreichen Heere der Türken umschlossen. Während die Kerntruppen Suleimans den tapferen Widerstand der Krieger und Bürger Wiens zu brechen suchten, waren mehrere Tausende — die Zahl schwankt zwischen 10000 und 30000 — Tartaren unter Anführung Kassim Begs zur Erforschung und Verwüstung des Landes ausgesandt worden. Diese furchtbaren Horden, nur mit Bogen und Pfeil, Lanze und Keule (Streitaxt) ausgerüstet, durchstreiften Niederösterreich am rechten Ufer der Donau bis zur Enns, und versuchten über diesen Fluß in Oberösterreich einzubrechen. Ihr Feldgeräthe, das sie mit sich führten, war gering: Brandzeug, um die Gehöfte in Flammen aufgehen zu lassen; ein Bund Stricke, um die Gefangenen zu koppeln; eine lange aus Lederriemen geflochtene Peitsche, um die Ermatteten zu treiben; eine Kürbisflasche und ein Futtersack, um die Beute aufzunehmen. Geschütze führten sie nicht mit sich. Eigentliche Operationspläne kannten diese Horden nicht, ihr Zweck war nur Verwüstung und Plünderung, Schrecken und Furcht zu verbreiten und dadurch dem Sultan nach dem Falle Wiens den ungehinderten Weg nach Deutschland zu öffnen. Ihre Lager, die man mit Grund als „fliegende" bezeichnete, hielten sie zwischen rauchenden Trümmern und Ruinen oder auf einem weiten Blachfelde. Der Hauptgrund ihrer Furchtbarkeit lag in ihren kleinen,

unansehnlichen aber schnellen und ausdauernden Rossen. Diese wenig Pflege bedürfenden Pferde durchschwammen mit ihren Reitern reißende Ströme mit derselben Sicherheit und Gewandtheit, mit der sie hohe Berge erklommen und durch das verworrene Gestrüpp wildverwachsener Wälder sich wandten; ja sie kletterten, was dem an den schweren Schlag des norischen Pferdes gewohnten Bauer ein Teufelswerk zu sein schien, das Gerölle des Hochgebirges und die steilen Abhänge, wo kaum der menschliche Fuß haftete, sicher und rüstig hinan. Auch die Kriegsweise dieser „Senger und Renner", wie das Volk bezeichnend diese Tartaren nannte, machte sie zum furchtbaren Feinde. Mit ungeheurer Schnelligkeit vorbrechend und bis in die entlegensten Thäler dringend, wobei sie zumeist dem Bette eines Baches oder Flußes folgten, wirkten sie mehr durch plötzliche Ueberraschung und ungeahnte Ueberfälle, als durch tapferes Standhalten im Einzelnkampfe. Die Verwirrung zu vermehren und die Verwüstung zu vollenden zündeten sie an, was brennbar war, Gebäude, Heu-, Stroh- oder Holzvorräthe, raubten, was am kostbarsten war und am leichtesten transportiert werden konnte, Geld, Kirchengeräthe und Schmuckgegenstände, und führten Männer und Frauen, Kinder wie Greise als Sklaven mit sich. Nicht selten kam es auch vor, daß Ungarn in ihrer Nationaltracht und zumeist der deutschen Sprache kundig sich ihnen als Führer oder Helfer anschlossen.

Auch nach Waidhofen drang bald die Kunde vom dem unmenschlichen Wüten dieser Horden sowie von ihrem Herannahen. Am 2. October, anderen Nachrichten zufolge schon am letzten September, hatte eine Abtheilung Tartaren, angeblich 6000 Mann stark, den Markt Amstetten geplündert und ausgebrannt, nachdem früher schon Neumarkt a. d. Ybbs in Flammen aufgegangen war. Von da zogen sie über Öhling, Aschbach und Biberbach, in welch letzterem Orte die Kirche sammt dem Dorfe verbrannt und 43 Personen, wie eine in einem Lehmziegel geritzte gleichzeitige Inschrift besagt, welcher Ziegel sich noch heute an der Außenseite der Kirche befindet, niedergemetzelt wurden, die sie der Sage nach in der Kumpfmühle, einer heute noch existierenden Mühle bei Biberbach, überraschten und gefangen nahmen,

nach Kematen, wobei sie alle Gehöfte, auf die sie trafen, in Flammen aufgehen ließen. Bei Kematen, dessen wenige Häuser dem gleichen Geschicke wie alle anderen Ortschaften anheimfielen, übersetzten sie die Ybbs und lagerten auf der Ebene. Eine kleinere Abtheilung, angezogen von der auf stolzer Bergeshöhe thronenden Kirche auf dem Sonntagberge, stürmte den Berg hinan, als plötzlich die Rosse scheuen und in wilder Hast die Anhöhen wieder hinabeilen, wie diese wunderbare Begebenheit der protestantische Geschichtsschreiber Valentin von Prevenhueber, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, in seiner Geschichte der Stadt Steyr erzählt.

In Waidhofen war man unterdessen nicht müßig gewesen, sondern hatte dem landesfürstlichen Befehlen entsprechend, alle Anstalten zur Verteidigung getroffen. Die Stadt wurde besonders aus der Gegend von Aschbach und Seitenstetten mit hinreichendem Proviant versehen, die Hausbesitzer mußten die nach Waidhofen flüchtenden Bewohner der Umgebung aufnehmen, die nötigen Geräthe zum Löschen des Feuers bereit halten; die Thore wurden gesperrt und der Aus- und Eingang nur durch durch die kleinen „Thürleins" in den Thoren gestattet. Das Geschütz wurde auf die Thürme und Hochmauern gebracht und die Kriegsordnung verlesen. Weil infolge der im Jahre 1490 erfolgten großen „Güss" und des im Jahre 1514 ausgebrochenen Brandes ein Theil der Stadtmauer gegen den heutigen unteren Graben zu, obwohl König Ferdinand I. dem Rathe 1522 den Überschuß des Ungeldes zur Wiederherstellung geschenkt hatte, noch nicht wiederhergestellt war, so wurden diese erst 1551 vollkommen wieder ausgebaute Stelle der Mauer durch Pallisaden und Schanzpfähle verrammelt. Als nun die ausgesandten Kundschafter; denn wie die oben besprochene „Stat-Ordtnung" nachweist, war eine eigene Abtheilung der Bürgerwehre zum Späherdienste bestimmt, die Nachricht von dem Heranrücken der wilden Horden meldete, und der im glühenden Feuerschein strahlende Abendhimmel diese traurige Kunde leider bestätigte, wurden die Ausgänge der Stadt, gänzlich gesperrt, die Bürgerschaft alarmiert und die Wachen auf den Thürmen und Mauern verstärkt. Die zahlreichen Nichtbürger, besonders die Zunftgenossen und

die in die Stadt geflüchteten verteidigungsfähigen Männer wurder mit Waffen versehen und theils dem Schlosse, wo der Pfleger Georg von Rohrbach, theils der Stadt, wo der Stadtrichter Hans Talner das Commando führte, zugewiesen. Als aber die wilden Horden bei ihrem Anritte die wohlbefestigte Stadt und die Bürger auf den Mauern erblickten, wagten sie keinen Angriff, sondern zogen, nachdem sie die Stadt mit einem Hagel von Brandpfeilen überschüttet hatten, der jedoch wirkungslos blieb, über Gaflenz und Weyer an die Enns, um in die Steiermark und in Oberösterreich einzubrechen. Den wenig beschützten Vorstädten Waidhofens scheinen sie keinen bedeutenden Schaden zugefügt zu haben, wenigstens wissen gleichzeitige Berichte darüber nichts zu erzählen. Vermutlich fürchteten sie, daß von der Stadt aus gegen sie ein Ausfall gemacht würde, dem sie, schlecht bewaffnet wie sie waren, nicht Widerstand leisten konnten. Sie konnten auch weder in die Steiermark noch in Oberösterreich weiter vordringen, da ihre Zahl durch die ergrimmten Landbewohner bedeutend gelichtet wurde und beide Lande, namentlich Oberösterreich, durch aufgebotene Mannschaft und aufgeworfene Schanzen (Türkenschanze bei der Klaus) verteidigt wurden. Der eigentliche Grund ihres Rückzuges dürfte aber die ihnen sicherlich kundgewordene Absicht ihres Sultans gewesen sein, die Belagerung von Wien aufzuheben — angeblich wegen der unwirtlichen Herbststürme und weil der Forderung des Korans, auf jede sich verteidigende Stadt wenigstens drei Angriffe zu machen, hinreichend genüge geschehen wäre, in Wahrheit aber, weil er ob der hervorragenden Tapferkeit der Verteidiger Wiens an der Einnahme der Stadt verzweifelte — und den Rückzug anzutreten, welchen Entschluß Suleiman auch am 15. October ausführte.

Die Bürger Waidhofens waren in diesem ersten Einfalle der Türken in keinen persönlichen Kampf mit den tartarischen Horden derselben geraten, und beruhen alle in dieser Hinsicht landläufigen Erzählungen theils auf Verwechslungen mit den so nahe sich folgenden Episoden des Jahres 1532, theils gehören sie dem weiten Gebiete der geschäftigen Sage an, die ja Dichtung und Wahrheit in bunter Weise zu mischen pflegt; aber der nahe

Kampf sollte der wackeren Bürgerschaft und ihren Verbündeten, den Schmieden, nicht erspart bleiben.

Sultan Suleiman, welcher die vor Wien erlittene Niederlage seiner bis dahin siegreichen Fahnen rächen wollte und deshalb alle Friedensvorschläge König Ferdinands I. im stolzen Selbstgefühle verworfen hatte, war im Juni des Jahres 1532 mit 200.000 Mann von Constantinopel aufgebrochen. Der Zug sollte nicht dem Könige Ferdinand, den Suleiman nur als Statthalter seines Bruders, Kaisers Karl V., betrachtete, sondern dem Kaiser selbst gelten; diesen wollte er aufsuchen und in offener Feldschlacht besiegen; Ferdinand wäre kein der Größe und Macht des Padischah würdiger Gegner. Das durch zahlreichen Zuzug noch bedeutend verstärkte Heer der Türken wurde aber auf seinem Marsche nach Wien und Deutschland durch die Festung Güns in Ungarn aufgehalten. An dem tapfern Widerstande dieser kleinen unbedeutenden Festung, welche der durch Tapferkeit wie Treue gleich ausgezeichnete Held Niklas Juriscic mit wenigen Truppen verteidigte, brach sich die ungeheure Macht der Osmanen; und der mit so ungeheuren Mitteln unternommene Feldzug endete als unwürdiger Raubzug.

Während das zahllose türkische Heer das schwache Güns belagerte (August 1532), wurden die „Renner und Senger" unter Anführung Kassim Begs nach Österreich vorausgesandt. Auf wohlbekannten Wegen brachen diese Raubscharen in das Land unter der Enns ein und rückten in drei größere Abtheilungen geschieden, die in einzelne Haufen (Vor- und Nachhut) sich auflösten, durch das rechte Donauthal gegen das Gebirge an die Enns, um, wie im Jahre 1529, über diesen Fluß in Oberösterreich und weiterhin in Deutschland einzudringen. Eine Abtheilung brach über Amstetten und Strengberg gegen die wohlbefestigte Ennsbrücke vor, erstürmte dieselbe und wandte sich dann, vereinigt mit der zweiten Abtheilung, die bei Ernsthofen die Enns durchritten hatte, gegen Steyr. Diese Abtheilung war über Aschbach, Seitenstetten, Haag und Haidershofen gerückt, verheerte diese Ortschaften in furchtbarster Weise und schleppte zahlreiche Gefangene mit sich. In der Umgebung von Steyr setzte sie ihr

grausames Wüten fort, wurde aber durch das Erscheinen einer Anzahl geharnischter Reiter zum Rückzuge über die Enns gebracht. Von Aschbach aus war ein Haufe dieser Abtheilung über die Haide am 7. September bis zu dem nahe bei Waidhofen gelegenen Dörfchen Gerstl vorgedrungen und hatte daselbst das Wirtshaus sammt der Mühle und Säge niedergebrannt, rückte aber gegen die Stadt nicht vor. Am 6. September schon war jedoch eine andere ziemlich zahlreiche Abtheilung dieser Horden auch über die Haide nach Ulmerfeld gekommen und hatte dort Lager geschlagen. Nachdem sie am folgenden Tage (7. September) die Umgebung in ihrer unmenschlichen Art verheert und ausgeplündert hatten — Ulmerfeld selbst, geschützt durch Mauern und seine mächtige Burg, konnten sie wenig anhaben — zogen sie nach Neuhofen, St. Veit und von da in der Nacht über „die Byrg" (der Höhenzug, der von St. Leonhard bis gegen Ybbsitz sich hinzieht) nach Ybbsitz, wo sie Lager schlugen. Die hochauflodernden Flammen von mehr als vierzig Gehöften, die sie ausgepflündert und in Brand gesteckt hatten, leuchteten ihnen auf ihren schaurigem Wege. Am nächsten Tage, es war das Fest Maria Geburt, der 8. September, mußte Ybbsitz das gleiche traurige Loos wie am Vortage das „Gerstl" erfahren; der Markt wurde ausgeraubt, die Bewohner, welche sich nicht rechtzeitig geflüchtet hatten, wurden theils niedergesäbelt, theils vermehrten sie die große Zahl der Gefangenen, und dann wurde auf die Dächer der rote Hahn gesteckt, in folge dessen fast der ganze Markt sammt der Kirche verbrannte.

In Waidhofen hatten Richter und Rath die Stadt in Verteidigungszustand gesetzt und vor allem für hinreichende Vorräthe von Proviant gesorgt. Der Pfleger im Schlosse bot, wie drei Jahre früher, zur Verteidigung desselben die Holzknechte auf, während die zumeist in den Vorstädten wohnenden Zunftgenossen der Schmiede dem Befehle des Stadtrichters unterstellt wurden. Als auf dem Sonntagberge und anderen Höhen die Greidefeuer aufflammten und die traurige Kunde von dem Heranrücken des barbarischen Feindes weithin den Thalbewohnern verkündeten, wurde die Bürgerschaft alarmiert und bezog ihre

Plätze auf den Thürmen und Mauern, die Geschütze wurden auf die Thürme gebracht, die Brücken über den Schwarzbach und die Ybbs abgebrochen, die so notwendigen Löschanstalten in Bereitschaft gesetzt und alles Glockengeläute eingestellt; nur der schrille Ton des kleinen Glöckleins auf dem Pfarrthurme sollte die Annäherung des Feindes verkünden. Zur Verstärkung ihrer Wehrkraft hatte der Rath zwanzig Landsknechte in Linz anwerben lassen, welche mit den Bürgern, Schmieden und Holzknechten die Stadt verteidigen sollten. Ihren Mut sollte diese über 500 Mann zählende Schar der Verteidiger alsbald durch die That beweisen. Als sie nämlich durch ausgesandte Kundschafter von den Greueln, welche die Türken in der Nähe von Ulmerfeld verübten, Nachricht erhielten, betraute der Stadtrichter eine Abteilung von 36 Mann mit der gefahrvollen Aufgabe, in Verbindung mit den Bewohnern dieser Ortschaften dem unmenschlichen Feinde den größtmöglichsten Abbruch zu thun. Diese kleine muthige Schar drang in der That auf „haimblichen wegen" bis Ulmerfeld vor, mußte aber, von den Bewohnern nicht unterstützt, ob ihrer geringen Anzahl den Rückzug in die Stadt antreten, nicht ohne einige Türken getödtet und einige christliche Gefangene ihrer Haft entledigt zu haben.

Nachdem die Renner und Senger in Ybbsitz ihr grausiges Werk gethan hatten, zogen sie gegen Waidhofen. Da sie aber die erst im Jahre 1509 erbaute neue Brücke über die Ybbs „beim Gestade" mit bewaffneten Hammerschmieden — vermuthlich aus dem alten Gewerke „Schütt" — besetzt fanden, zogen sie die Ybbs aufwärts, durchritten dieselbe durch „ainen fuerth (Furte), der viel umbliegenden nachbarn unbewußt gewesen" und lagerten sich auf einer Wiese zunächst der Straße und den Kreilhöfen. Von da sandten sie einige Reiter aus, um die Stadt zu beobachten. Diese erblickten ein fliehendes Mädchen, das sich verspätet hatte, und machten sofort Jagd auf dasselbe; doch gelang es ihm, in die städtische Ziegelei zu fliehen. Aber auch der wachthabenden Besatzung des Ybbsthurmes war dieser Vorgang nicht entgangen; sofort brannte sie die Geschütze los und verjagte die Spione, „sonderlich mit

ainem schuß, der von Ybbsitzthurrn (Ybbsthurm) auss ainem Falckhunötl gethan unnd durch den Ziegelstadl gangen ist". Dieselben jagten auf ihren flinken Rossen eiligst zum Lager zurück; bald darauf aber flammte der „Wellische hammer" (vermuthlich das ehemalige sehr alte Sensengewerke Schwielöd) auf, durch die Türken in Brand gesetzt. Da die Bürger fürchteten, es möchte der von ihren Bewohnern geräumten Vorstadt Leiten ein ähnliches Los erblühen, so wurde eine Abteilung von 50 Mann mit mehreren Geschützen aus der Stadt entsandt, welche den bei viertausend Mann starken Feind nicht angriff, aber in gut gewählter Stellung den Kampf erwartete. Zugleich wurde in der Stadt selbst ein weithin schallender Kriegslärm erhoben und die sämmtlichen Geschütze losgefeuert. Die Türken, erstaunt über die ihnen entgegenstehende kleine Abteilung, sandten ihr einige Reiter entgegen, die aber, als sie die Karrenbüchsen erblickten und den gewaltigen kriegerischen Lärm aus der Stadt vernahmen, eiligst in das Lager zurücksprengten, worauf die ganze Horde den fluchtartigen Rückzug antrat. Derselbe gieng durch „ainen riß ober deß Buechpergs (Sattelgraben) auf die zween Sättl (Namen von Bauernzehöften) über den Graßperg, unnd sind bey dem Hartbüchl, den sy verprennt, in den Bach khomben und den nechst (auf dem kürzesten Weg) auff den marckht Weyr zugeeylet". Leider traten sie ihren Rückzug nicht an, ohne vorher noch eine unmenschliche That zu verüben. Um in der eiligen Flucht nicht gehindert zu sein, ermordeten sie einen Theil der mitgeschleppten Gefangenen „am Khrälhof auf der wisen unnd veldt in die zwayhundert vier unnd zwainczig person, als die angezeigt, so sye begraben haben". Die Bürger wollten aber den grausamen Feind nicht ungehindert abziehen lassen und sandten zum Schutze der Vorstadt „am Bach" eine Abteilung über hundert Mann stark aus der Stadt, welche der „heimblichen wege" wohl kundig, obwohl in bedeutender Minderzahl, unerschrocken den Flüchtigen nachsetzte. Es gelang ihr, die Nachhut der Türken zu ereilen; dieselbe wurde sofort angegriffen und geschlagen, bei welchem

Kampfe mehrere Türken getödtet wurden. Mit vielen befreiten Gefangenen, siebzehn erbeuteten Pferden und vielen Waffen kehrten die tapferen Bürger in die Stadt zurück. Am Morgen des nächsten Tages (9. September) sandte der Stadtrichter eine neue zahlreichere Abteilung der Bürgerwehre mit dem Befehle aus, die um Gaflenz lagernden Türken anzugreifen und zu vertreiben. Doch fanden diese den Feind nicht mehr, derselbe war in aller Eile nach Weyer geflohen, hatte den Markt geplündert und verbrannt und dann den Weg nach Hollenstein eingeschlagen. Als der dortige Pfarrer sich mit einigen beherzten Männern ihm entgegenstellen wollte, wurden sie besiegt und gefangen genommen, Kirche und Dorf geplündert und ausgebrannt, die Gefangenen erwürgt, der Pfarrer „wegen seiner mannheit mit inen gefuert, aber zu Gäming (Gaming) ihme der Kopf abgehaut". Die ausgesandten Bürger kehrten, da sie bei den Bewohnern von Gaflenz und Weyer keine Unterstützung fanden, ohne auf den Feind gestoßen zu sein, in die Stadt zurück.

Noch war aber die Gefahr nicht vorüber; denn am Abende desselben Montags (9. September) schlug abermals ein bedeutender Haufe dieser Barbaren — über 3000 Mann — auf der Kreilhofer-Wiese sein fliegendes Lager auf. Demselben rückten am Dienstag früh morgens vierhundert Bürger entgegen, während eine andere Abteilung, Sensenschmiede und andere Eisenarbeiter, den Weg über den Buchenberg nahmen, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Aber kaum hatten die Tartaren das Anrücken der Bürgerwehr vernommen, als sie in aller Eile, um die Verfolger aufzuhalten, 150 Gefangene erschlugen und 120 „person, mann, weib unnd khinder schwärlich verwundt" liegen ließen, worauf sie eiligst die benachbarten Höhen zu erklimmen begannen. Obwohl die Bürger den Feinden nicht hurtig nacheilen konnten, „wir haben khaine rheuter gehabt", sagt der gleichzeitige anonyme Berichterstatter, „die ihnen auf den berg nachkhommen wären (und) das Fueßvolk was (war) zu mueth, die hochen berg eyllent zu steygen", so erreichten sie doch die-

seiben auf der Höhe des Grasberges, wo gleichzeitig auch die andere Abteilung der Waidhofner anlangte und den Feinden in den Rücken fiel. Es entspann sich ein heftiger Kampf, in welchem die Bürger siegten. Die Türken ließen mehrere Todte auf dem Platz und flohen eiligst gegen Gaflenz. „In diesem scharmüczl (haben) wir ihnen in die zwayhundert fünff und sibenczig roß abgedrungen, auch vil volckhs, daß sy an der Ennß, inenhalben der Ennß umb Steyr, Ernsthofen, Haydershofen, St. Valentin, Haag, Aschbach und anderen orthen gefanngen, erledigt"; schreibt der erwähnte unbekannte Berichterstatter, unter dem aller Wahrscheinlichkeit nach der damalige Stadtrichter und Obercommandant Erhard Wild sich birgt, und setzt hinzu: „das alles ist auf den Graßberg geschehn".

An diesen Kampfe haben die Eisenarbeiter, vornehmlich die Sensenschmiede, in hervorragender Weise sich betheiligt; lagen ja doch ihre Werkstätten zumeist in der bedrohten Vorstadt „am Bache". Zwar setzt sich in der Erzählung dieser Thaten die geschäftige Sage über die von der historischen Wahrheit gezogenen Grenzen kühn hinweg, doch nennt die stets lebendig gebliebene Überlieferung des Volkes die Sensenschmiede mit solcher Bestimmtheit, daß an ihrer hervorragenden Antheilnahme an dem Kampfe „auf dem Graßberg" nicht zu zweifeln ist. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß Richter und Rath diesen wackeren Zunftgenossen zur Ehrung ihrer Tapferkeit damals das „Gassatten gehn" (das ist zur Nachtzeit unter Begleitung von Musik in den Gässen einen Umzug zu halten), mit den „Schwegelpfeifen" und Trommeln als Andenken an die Türken gestattet hat, welche Annahme um so wahrscheinlicher ist, da heute noch das türkische Militär unter den Klängen dieser Instrumente die Wache bezieht.

Am Abende desselben 10. Septembers hatten die Bürger Waidhofens nach einen neuen gleichfalls siegreichen Kampf mit diesen umherschweifenden Horden zu bestehen. Zum drittenmal hatte sich auf der Wiese bei den Kreilhöfen eine Schar Tartaren gelagert. Dieselben wurden von den Bürgern überfallen und ge-

schlagen, wobei ihnen wieder viele christliche Gefangene und sechs-undzwanzig Pferde als Siegespreis in ihre Hand fielen. Die Türken wurden in den Pöllgraben und über Atscherreit in den Reichenwald gejagt, wo die Bürger die Verfolgung einstellten. Am nächsten Tage (11. September) rückte wieder eine neue Abtheilung aus der Stadt, um den Feind aufzusuchen, den sie jedoch nicht mehr bei Gaflenz vorfand, weshalb sie wieder den Rückmarsch antrat. Infolge einer Aufforderung des Landeshauptmannes der Steiermark, dem angeblich um Weyer lagernden Feinde den Weg nach der Stadt zu verlegen, rückte am nächsten Tage eine Schar von 300 bewaffneten Bürgern mit mehreren Geschützen auf die Wiese bei dem Hartpüchel, erwartete jedoch die Tartaren vergebens. Diese waren ihren Genossen über Hollenstein und Lunz nachgeeilt und vereinigten sich in der Nähe von Mariazell mit den anderen Horden, wurden aber, als sie aus dem Gebirge in die Neustädter Ebene hervorbrachen, um sich mit dem Heere des Sultans, der den Rückzug durch die Steiermark genommen hatte, zu vereinigen, von ihrem wohlverdienten Geschicke ereilt. Kaiserliche Truppen griffen sie daselbst an und tödteten den größten Theil dieser Raubgesellen, die wenigen, welche dem Schwerte entgiengen, fielen unter den Streichen der erzürnten Bauern. Kassim Beg selbst war in dem Kampfe geblieben.

Mit dem siegreichen Kampfe am Abende des 10. Septembers war die größte Gefahr für Waidhofen vorüber, die Bürger kehrten zu dem häuslichen Herde zurück, nachdem sie mehr als fünfhundert gefangene Christen ihrer Fesseln entledigt und nebst vielen Waffen und Sätteln — von letzteren wurden unter die Thorwölbung der drei Thürme je ein türkischer Sattel aufgehangen — 318 Pferde erbeutet. Von diesen überbrachte der Stadtrichter Erhard Wild mit dem ältesten Rathsgliede Sebastian Zeysl — das Grabmal der sehr angesehenen Bürgerfamilie Zeysl befindet sich an der äußeren Mauer der Pfarrkirche zur Rechten des Eingangs in dieselbe und ist ein Kunstdenkmal ersten Ranges, an dem sich leider eine spätere Zeit arg versündigt hat — drei der schönsten Pferde dem Bischof Philipp von Freisingen, welcher sich in seinem Dankschreiben über den Mut und die Tapferkeit der Bürger sehr

lobend ausspricht. Die Zahl der von den Türken ermordeten Gefangenen läßt sich nicht mehr genau angeben. Der erwähnte Berichterstatter sagt darüber nur: „Item die personen, so zu den todten leuten, die zu begraben sein verordnet gewesen, haben angezeigt, daß in ainer vierttl meilwegs vmb die statt in die vierhundert zwo und dreyssig persohn erschlagen worden sein." Auch die Zahl der verwundeten Bürger und Gefangenen scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, da an Kosten für ihre Wiederherstellung die hohe Summe von 140 Gulden 4 Schillinge sich aufgezeichnet findet.

Es bedarf wohl keiner weiteren Beweise, daß die „Schießgesellen vereint mit den Bürgern, zu deren Zahl sie ja zählten, an den Kämpfen sich betheiligten; doch spricht dafür eine specielle Aufzeichnung. In ihrer Bittschrift an den Rath im Jahre 1543 um die Bewilligung zur Wiederaufnahme des zwei Jahre hindurch unterlassenen Schießens sagen sie ausdrücklich, daß die Kurzweil des Zielschießens in Waidhofen deshalb in steter Übung gehalten wurde, damit „die jugendt sich zur zeit der noth vnd zur gegenwehr auch wieder damit ze halten westen (verstünden.)"

Zum Andenken an diese siegreichen Kämpfe der Bürger beschloß der Rath im Jahre 1534 auf dem Platze, welcher die obere mit der unteren Stadt verbindet, einen heute noch stolz in die Lüfte ragenden Thurm aufzuführen. Der Bau wurde im Jahre 1535 unter dem Stadtrichter Georg Peuntner begonnen und im Jahre 1542 unter dem Stadtrichter Hans Tätzel vollendet. Der glänzende Halbmond mit dem darüber stehenden Kreuze auf der Spitze des Thurmes sollte den Sieg des Wahrzeichens des Christentums, des Kreuzes, über das Symbol des Islam, den Halbmond, andeuten, zugleich aber den spätgebornen Enkeln die glorreichen Thaten ihrer Ahnen in das Gedächtnis rufen.

Über hundertfünfzig Jahre verflossen von dieser Zeit ab, ohne daß ein äußerer Feind sich den Mauern Waidhofens genähert hätte. Während dieses langen Zeitraumes war die Bürgerschaft ihrem größten Theile nach protestantisch und durch die Gegenreformation wieder katholisch geworden, hatten sich die

gewaltigen Kämpfe zwischen dem Rathe und den Handwerkern, die 1587 mit dem Siege der letzteren endigten, abgespielt, war die Stadt im Jahre 1597 mit Einverständnis einiger Bürger von den aufgestandenen Bauern besetzt worden, und hatten die Soldaten einiger Regimenter Wallensteins, welcher trotz der vom Kaiser Rudolf III. im Jahre 1603 der Bürgerschaft verliehenen Quartierfreiheit einigen seiner Obersten gestattet hatte, in der Stadt den Werbetisch aufzuschlagen, nicht selten großen Unfug getrieben. Auch der erste große Türkenkrieg, den Kaiser Leopold I. im Jahre 1664 führen mußte, war für Waidhofen ohne jede Beunruhigung geschlagen worden; das Jahr 1683 aber brachte die Tartaren, die von ihrer wilden Grausamkeit nichts vergessen hatten, den Mauern der Stadt wieder nahe.

Während der Großvezier Kara Mustapha vom 14. Jul ab mit 200.000 Mann der auserlesensten türkischen Truppen Wien belagerte, streiften die furchtbaren Horden in kleineren und größeren Haufen von Tausenden bis zu Zehnen durch das Land am rechten Donauufer. Auf ihren kleinen aber sehr behenden Rossen war eine Abtheilung wenige Tage später, nachdem der Großvezier Wien umschlossen hatte, bis Neumarkt und Amstetten gekommen, hatte in Freidegg in furchtbarer Weise gehaust und mehr als 450 Menschen theils getödtet, theils in die Gefangenschaft abgeführt. Von da waren sie nach Neuhofen gelangt, wo sie die Kirche ausplünderten, von den Umwohnern aber in die Flucht gejagt wurden, worauf sie sich bei St. Leonhard wieder sammelten und dort in gleich unmenschlicher Weise hausten.

Auf die Kunde von der Einschließung Wiens durch die türkischen Truppen hatten der Pfleger und Stadtrath alle Anstalten zur Verteidigung getroffen. Holzknechte der Herrschaft, unterstützt von den Bürgern, hatten beim Lueg und Gerstl, wie auch im Sattelgraben und auf dem Grasberge und in anderen Pässen Verhaue und Verschanzungen aufgeführt, welche von Abtheilungen von Bürgern und Schloßunterthanen bewacht wurden. Die Bürgerwehre rückte unter dem Befehle des Stadtrichters Mathias Roßteuscher in wohlgeordneten Zügen auf die Wiese zunächst dem Spitale und gelobte in ernst feierlicher Weise wie

ihre Väter vor hundert fünfzig Jahren die Stadt bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Sofort wurden die Wachen auf den Thürmen und Mauern wie bei den Thoren besetzt, die Löschanstalten in Bereitschaft gesetzt und auf der Höhe des Sonntagberges ein Observatorium eingerichtet, das stets von Waidhofner Bürgern besetzt gehalten wurde. Doch die Stadt blieb diesmal von diesen Unholden verschont; zwar streiften Tartaren in der Umgebung Waidhofens, kamen aber der Stadt nie so nahe, daß die Bürger den Kampf mit ihnen hätten aufnehmen können. Selbst eine Abtheilung von 300 Mann dieser Horden, die bis nach Weyer und Gaflenz vorgebrochen war, schlug sich, als sie der Stadt zueilen wollte, aber von dem Anrücken einer Abtheilung Bürger Kunde erhielt, sofort in das Gebirge. Im Seebergerthale wurde sie von Bürgern und Bauern ereilt und umstellt, aber es glückte ihr den steilen nicht besetzten Felsen dieses Thales mit Rücklassung ihrer Pferde während der Nacht zu erklimmen und auf diese Weise zu entkommen. Doch entgieng sie ihrem Geschicke nicht, da sie, als sie gegen Opponitz vorbrechen wollte, einzeln von den erzürnten Bauern erschlagen wurde. Mit dem Vorrücken des kaiserlichen Entsatzheeres gegen Wien wurde die Gefahr für Waidhofen immer geringer und schwand endlich gänzlich, als die kaiserlichen und polnischen Truppen vor Wien jenen herrlichen Sieg errangen, mit welchem die Heldenzeit Österreichs beginnt.

Mehrmals sah Waidhofen nach dieser Zeit noch einen Feind, wenn auch nicht die Türken, in seinem Weichbilde; so im Jahre 1741, als Baiern und Franzosen die große Kaiserin Maria Theresia ihres Erbes berauben wollten. Eine bairisch-französische Abtheilung, eingeführt von dem Schloßhauptmann Baron Schrenk selbst, besetzte die Stadt im Jahre 1741. Die Bürger wollten, eingedenk ihres Treueides, den sie im Jahre 1740 Maria Theresia geleistet hatten, dem Feinde mit den Waffen entgegen treten, wurden aber von dem verrätherischen Schloßhauptmann daran gehindert. Doch konnte er sie nicht hindern, als gegen Ende dieses Jahres die aus Italien heranrückenden kaiserlichen Truppen in Waidhofen und dessen Umgebung sich sammelten, dieselben mit

ungeheurem Jubel zu begrüßen und ihnen alle möglichen Vortheile zu verschaffen. Namentlich war dies mit den Panduren der Fall, deren Anführer, der bekannte Freiher von Trenk, es zumeist der Treue und sicheren Führung von Waidhofner Bürgern dankte, daß seine kühnen Unternehmungen gegen das von Franzosen besetzte Weyer, sowie gegen die wohlbesetzte Stadt Steyr einen glücklichen Erfolg hatten.

Wieder verflossen mehr als fünf Dezennien, ohne das unsere Stadt feindliche Truppen in seinen Mauern aufzunehmen sich genötigt gesehen hätte. Erst die mächtigen Kriege, welche Österreichs Kaiser am Schluße des abgelaufenen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts mit den Franzosen führen mußte, brachten feindliche Truppen wieder in die Stadt, führten aber auch die Bürger, die bis dahin nur auf der Schießstätte im friedlichen Wettkampfe sich versucht hatten, zu den Waffen des Krieges zurück. Zwar versuchten sie es nicht mehr, wie einst ihre Vorfahren, mit dem eingedrungenen, schlachtenkundigen Feinde in einen aussichtlosen Kampf sich einzulassen, welcher nur die Vernichtung der Stadt zur Folge gehabt hätte, aber sie unternahmen es, eingedenk ihrer dem Vaterlande und dessen schwergeprüften Kaiser schuldigen Pflicht, in der Stadt die Ordnung aufrecht zu erhalten und dem Übermute des Feindes entgegen zu treten. Gemäß dem vom Kaiser Franz I. im Jahre 1808 erlassenen Landwehr-Patente, welches (in den §§. 13 und 14) die Wiederaufrichtung der Bürgerwehre, oder wie der officielle Titel lautete: des Bürgercorps, zu Staatszwecken verfügte, wurde auch in Waidhofen im April des Jahres 1809 das heute noch bestehende Bürgercorps errichtet, welches sich bald als eine sehr treffliche und wohlthätige Institution erwies. Als am 5. Mai d. J. feindliche Truppen, welche den Contingenten des Rheinbundes, jener schmachvollen Verbindung, welche deutsche Fürsten uneingedenk der Ehre ihres Stammes und ihrer Kaiser und Reich schuldigen Pflicht unter dem Protectorate des stolzen Franzosenkaisers Napoleon I. geschlossen hatten, angehörten und die ob ihres Übermuthes von den Österreichern mehr gehaßt und gefürchtet wurden als die Franzosen, ihren Einzug in die Stadt hielten, übernahm die

bewaffnete Bürgerwehre die Wacht der Stadt, sandte die Patrouillen aus nnd führte Transporte nach Amstetten, Steyr und Linz. Unterstützt von dem feindlichen Stadtcommandanten, zu seiner Ehre sei dies erwähnt, trat das Corps der bewaffneten Bürger mit allem Ernste den übermütigen Ausschreitungen der siegestrunkenen Feinde entgegen. Durch fast acht Monate mußten die Mitglieder dieses Corps, gewerbethätige Bürger, die in Ruhe und Frieden ihrem Berufe nachzuleben gewohnt waren, nicht selten mit den Waffen Ordnung und Sicherheit in der Stadt aufrecht halten. Erst als am Christtage dieses Jahres unter ungeheurem Jubel der Bewohner die ersten kaiserlichen Truppen — es war eine Abtheilung Jäger — wieder in Waidhofen einrückten, war der schwere aufopferungsvolle Dienst der Bürgerwehre zu Ende.

Von dieser Zeit ab bis zum heutigen Tage waren Waidhofens Bürger nicht mehr genötigt, bewaffnet einem Feinde entgegenzutreten. Möge auch in der Zukunft ein glücklicher Stern über der Stadt und dem Thale der Ybbs walten, möge, um das Wort unseres großen Dichterfürsten zu gebrauchen, der holde Friede, die süße Eintracht stets freundlich weilen über unserer Stadt; sollte aber nochmals, was Gott verhüten möge, der Tag erscheinen, wo des rauhen Krieges Horden wieder das so anmutige Thal der Ybbs durchtoben, so werden Waidhofens Bürger ihrer Ahnen würdig sich erweisen. Dies erwartet und hofft mit jedem Waidhofnerkinde auch der Verfasser, und darum ruft er der Bürgerschaft aus vollem Herzen zu:

„Vivat, Floreat, Crescat Civitas Waidhofiensis."